

Die Besiedelung des Ebsdorfer Grundes in vorgeschichtlicher Zeit.

Von

Georg Wolff.

I. Teil.

Mit 10 Tafeln und 19 Abbildungen.

Inhalt:	Seite
Einleitung mit einem Verzeichnis der vor dem Jahre 1915 bekannt gewordenen Fundstellen in Oberhessen	37—53
I. Bericht über die Untersuchungen der Jahre 1915—1918	54—65
II. Ergebnisse der Ausgrabungen	65—143
A. Wohnungen und Gräber der jüngeren Steinzeit	65—115
1. Kleine Hüttengrube östlich der Frauenberg-Höfe . .	65—72
2. Große Wohnstätte nördlich der Frauenberg-Höfe . .	72—107
3. Einzelfunde aus der Steinzeit	107—115
B. Gräber aus der Bronze- und Eisenzeit	115—143
1. Das Urnenfeld am Süabhäng des Frauenberges . .	117—121
2. Hügelgräber im Heiligenwald und im Walde Balder- scheid	121—123
3. Hügelgräber am Sandweg	123—127
4. Hügelgräber östlich der großen Sandgrube	127—132
5. Hügel am Nordende des Wittstrauchs	132—134
6. Hügel am Ostabhange des Lichten Küppels	134—136
7. u. 8. Hügelgräber nördlich der Schröcker Landstraße	136—140
9. Hügel im Bauerbacher Walde	140—141
10. Hügel am Kehrenberg	141—143
Schluß: Rückblicke und Ausblicke	143—149

Einleitung.

Im VI. Supplement-Hefte dieser Zeitschrift hat im Jahre 1878 der damalige Direktor des Museum Fridericianum, Dr. Eduard Pinder, eine dankenswerte Zusammenstellung der im ehemaligen Kurfürstentum Hessen mit Ausnahme der Provinz Hanau bis dahin festgestellten Fundstätten vorgeschichtlicher Altertümer veröffentlicht, der ein Verzeichnis aller in dem genannten Museum unter-

gebrachten Altertümer beigelegt war. Schon ein Blick auf das letztere ließ erkennen, wie sehr in beiden Richtungen Oberhessen gegenüber den ehemaligen Provinzen Niederhessen und Fulda zurückstand. Und dieser Abstand hat sich in den inzwischen verflossenen Jahrzehnten noch erheblich erweitert.

Während in der näheren und fernerer Umgebung Kassels die Leiter des hessischen Hauptvereins, besonders General Eisentraut und Dr. Lange im Verein mit Pinders Nachfolger Prof. Boehlau, und im Fuldischen Prof. Vonderau den vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, besonders den Wallburgen und Hügelgräbern, eine von schönen Erfolgen begleitete Arbeit widmeten, fand sich in Marburg, dem berufenen Zentrum aller wissenschaftlichen Bestrebungen in Kurhessen, lange Zeit niemand, der sich der prähistorischen oder, wie wir sie jetzt für unser Vaterland nennen, römisch-germanischen Altertumsforschung, angenommen hätte, die doch gerade besonders seit Beginn dieses Jahrhunderts in den meisten anderen Landschaften einen raschen Aufschwung genommen und sich die Beachtung auch der akademischen Kreise, besonders der Archäologen und Germanisten, erworben hatte.

Daß den Denkmälern dieser Perioden die Ortsgruppe des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde kein lebhafteres Interesse zuwendete, hatte seinen Grund wohl darin, daß der Sammlung oberhessischer Altertümer, die auf dem Schlosse unter einem Dache mit dem Staatsarchiv untergebracht ist, offiziell nur mittelalterliche Gegenstände vorbehalten sind. Umso mehr gebührt dem Leiter des Archivs, Geh. Rat Küch, und seinen Kollegen, Archivrat Dr. Rosenfeld und Archivrat Dr. Knetsch, der, nachdem Rosenfeld auf dem Felde der Ehre geblieben ist, ihm auch als Vorsitzender des Zweigvereins gefolgt ist, Dank dafür, daß sie Zufallsfunde in dieser Sammlung geborgen und die Fundamente, soweit es möglich war, festgestellt haben. Sie haben dadurch wertvolles Quellenmaterial für eine Besiedelungsgeschichte auch Oberhessens gerettet, an die freilich nach dem bisherigen Stande der Erforschung der Landschaft in absehbarer Zeit noch nicht zu denken war, die aber als Ziel der Bodenforschung und der Sammlung vor- und frühgeschichtlicher Altertümer stets im Auge behalten werden muß, wenn diese Tätigkeit wissenschaftlichen Wert haben soll. Neben ihnen hat Regierungs- und Forstrat Hermes in Marburg sich dadurch Dank verdient, daß er

wiederholt den Archivdirektor von Grabfunden, die bei Forstarbeiten, besonders Wegebauten, in den Lahnbergen gemacht wurden, benachrichtigt und für die Bergung und Überführung der gefundenen Gegenstände in die Sammlung auf dem Marburger Schlosse gesorgt hat.

Unter welchen Umständen dann während des Marburger Philologentages im Herbst 1913 eine Inangriffnahme archäologischer Bodenforschung in der Umgebung Marburgs verabredet und zunächst im Ebsdorfer Grunde in Angriff genommen worden ist, das ist in kurzen Zügen in dieser Zeitschrift, Bd. 49 S. 15 ff. und 50 S. 88 ff. in anderem Zusammenhange mitgeteilt worden. Für den an der zuletzt genannten Stelle erwähnten Versuch, diejenigen vorgeschichtlichen Fernwege zu ermitteln, die den Römern um den Beginn unserer Zeitrechnung für ihre Feldzüge gegen die Chatten zur Verfügung standen, war ich genötigt, mir eine möglichst vollständige Sammlung aller bis dahin erschienenen Mitteilungen über vorgeschichtliche Funde und Fundstätten in dem in Betracht kommenden Gebiete, besonders im ehemaligen Kurhessen, anzulegen. Wenn ich den auf Oberhessen bezüglichen, aus oben angedeuteten Gründen weitaus unbedeutendsten Teil dieser Notizen alphabetisch geordnet und von kritischen Bemerkungen begleitet den Berichten über den Gang unserer Nachforschungen und deren Ergebnisse vorausschicke, so geschieht dies in der Überzeugung, daß diese Zusammenstellung denjenigen, die sich entschließen, unsere Arbeit auf demselben Gebiete oder auch in anderen Teilen Oberhessens aufzunehmen und fortzuführen — und dazu anzuregen ist ja der Hauptzweck dieser Veröffentlichung — einen wenig erfreulichen Teil der Vorbereitung erleichtern kann. Wenig erfreulich war er zunächst für mich selbst, da er mir zeigte, wie wenig wir gerade in Oberhessen von den Dingen wußten, die für das erwähnte Thema, aber auch für die Besiedelungsgeschichte überhaupt in Betracht kamen. Um darüber auch dem Leser ein Urteil zu erleichtern, sind diejenigen Fundorte, welche für die Besiedelungsgeschichte in prähistorischer Zeit in Betracht kommen, durch ein Kreuz (†) hervorgehoben. Bei sich oft wiederholenden Verweisungen auf ältere Mitteilungen sind folgende Abkürzungen angewendet: L. K. H. = G. Landau, Beschreibung des Kurfürstentums Hessen, Kassel 1842; L. W. = G. Landau, Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstentum Hessen etc. in der Zeitschr. f.

h. G. u. L. Suppl. 7, Kassel 1858; Z. = Zeitschrift f. h. G. u. L.; M. = Mitteilungen des V. f. h. G. u. L.; P. = E. Pinder, Bericht über die heidnischen Altertümer der ehemals kurhessischen Provinzen Fulda, Oberhessen, Niederhessen, Herrschaft Schmalkalden und Grafschaft Schaumburg. Supplement VI der Zeitschrift d. V. f. h. G. u. L., Kassel 1878.

Verzeichnis der bis 1915 bekannt gewordenen
Fundstellen vorgeschichtlicher Reste in
Oberhessen.

† Amöneburg ist der am frühesten hervortretende Ort im ehemaligen Kurfürstentum Hessen. Vgl. Vitae Sti Bonifatii in Bibliotheca rerum Germanicarum ed. Ph. Jaffé Tom. III p. 448 u. 455. (Editio in usum scholarum rep. S. 29 (a. 719—722), 30, 33, 36 (a. 732) und ed. Levi-son 1905 S. 27, 35, 126, 141). Über die Vermutung, daß der sich aus der Ohmebene gegenüber der Öffnung des Ebsdorfer Grundes einerseits und des Wohratales andererseits so imposant erhebende Felsklotz bereits in vorgeschichtlicher Zeit als natürliche Volksburg eine Rolle gespielt habe, vgl. Z. 49 S. 18 f. Pinder hat als vorgeschichtliche Funde des Kasseler Museums „von Amöneburg“ S. 17 und 19 „zwei kleine Bronzeringe von 4 cm Spannung“ (nach Boehlau „aus der Bronzezeit“) bezeichnet, ohne nähere Angaben über Fundstelle und Zeit. Es liegt nahe anzunehmen, daß sie aus den Grabhügeln des Brücker Waldes „zwischen Amöneburg und Niederklein“ stammen, wo nach P. S. 19 III außer einer „25 cm l. bronzenen Nadel, einer Lanzenspitze und zwei Nadelköpfen von Nadeln wie Tafel I Nr. 13“ (Bronzezeit) auch „6 kleine Ringe“ ausgegraben sind, die auf dem Wege des Handels in das Museum kamen. Bei derselben Gelegenheit dürfte ein Bewohner von Amöneburg die gleichfalls „kleinen“ Ringe erworben haben, die nach ihren Maßen aus einem Frauen- oder Kindergrabe zu stammen scheinen. Die Hügel, die auch Landau K. H. S. 417 erwähnt, liegen in genau östlicher Richtung 3 km von Amöneburg, 2 km von der Brücker Mühle entfernt, an der Nordseite des nach Niederklein führenden Waldweges, von diesem Dorfe gleichfalls 2 km entfernt. Mehrere bisher unbekannte verflachte Hügel fanden im Sommer 1915 Prof. Schumacher und der Verfasser an dem 1 km von der Brücker Mühle

in nordöstlicher Richtung von dem genannten Waldwege abzweigenden Wege (700—1000 m von der Weggabelung nordöstlich), den sie als Fortsetzung der vorgeschichtlichen Straße vom Untermain nach der Weser ansehen. Vgl. Z. 50 S. 104 Anm. 6.

Auf die Rolle, welche die Amöneburg bzw. der Übergang über die Ohm und die Brücker Mühle in der Periode der römischen Herrschaft über Westdeutschland als Handelsstation an der genannten Straße gespielt hat, werfen mehrere Mitteilungen über Münzfunde ein Licht: Im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift IX 1890 Nr. 11, 152 Sp. 253 hat K. Zangemeister eine Notiz des Codex Palatinus Germ. n. 842 der Heidelberger Universitätsbibliothek mitgeteilt, nach der bei Kirchhain im Jahre 1529 beim Pflastern eines Weges über das Ried die Arbeiter „vil silbern mintz und eyn Neronem in gold (hatt II Ducaten gewogen)“ fanden. Es handelt sich um den „im Anfange des 16ten Jahrhunderts“ angelegten „Steinweg von Kirchhain bis zum Hofe Radenhausen“ (L. K. H. S. 414) am Fuße der Amöneburg (nordwestlich von dieser). Eine gleichartige Goldmünze, ein sehr gut erhaltener aureus des Nero, wurde mir vor 25 Jahren von Frau Toni Duncker, der Witwe des Kasseler Oberbibliothekars Dr. Albert Duncker, vorgelegt als auf oder bei der Amöneburg ausgepflügt und im Besitze ihres Schwiegersohnes, des Amtsgerichtssekretärs Schedtler in Amöneburg, befindlich. Es liegt nahe, das Vorkommen der gleichartigen Goldmünzen auf ein an der um den Nordfuß der Amöneburg nach der Brücker Mühle führenden alten Straße geborgenes Händler-Depot zurückzuführen, ebenso nahe freilich liegt der Gedanke an die Aufwärmung der Freundschaft eines auf der Amöneburg wohnenden Chattenhäuptlings durch Goldsendungen, wie sie gerade in jener Zeit friedlichen Verkehrs mit den Chatten zur Unterstützung der den Germanen gegenüber auf den Grundsatz *divide et impera* gestützten Politik zweckmäßig erscheinen mochten. (Über ähnliche Maßregeln Domitians gegenüber dem Cherusker Chariomer vgl. Cassius Dio 67, 5).

Bauerbach. Nach den M. 1887 S. XCI wies Pfarrer Kolbe in einem reichlich mit Phantasie gewürzten Vortrage auf das sog. „Lüppertsgrab“, nach seiner Ansicht das Grab eines germanischen Helden, hin, welches neben einer altgermanischen Opfer- und Gerichtsstätte B. in Oberhessen liege und an das sich noch heute gewisse Volksge-

bräuche knüpfen. Vgl. Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche 2. Aufl. 1888 S. 78—81. Dort wird S. 81 auch über ein bei

Biedenkopf befindliches „Hünengrab“ berichtet.

Bürgeln. M. 1893 S. 36 Mitteilungen über den dort in der Ohm liegenden „Taufstein“, den Kolbe in Verbindung gebracht hatte mit der Tätigkeit des Bonifatius, wie den Namen der „Hunmühle“ mit einer angeblichen „Hunburg“ und einem in der Ginselau gelegenen Erdhügel, den er als Begräbnisstätte ansah. M. 1911/12 S. 59 ff. Bericht über eine Besichtigung des inzwischen gehobenen Steins, eines als Grenze des herrschaftlichen Fischwassers versenkten roh zubehauenen wirklichen Taufsteins. Mitteilungen des Archivars Dr. Rosenfeld über die bis ins 13. Jahrh. zurückreichenden Erwähnungen des Steins. Vgl. Kolbe, Die Hunburg in der Ginselau a. d. Ohm. Marburg 1882. Dazu Duncker Z. XXIII S. 240 (Gesch. der Chatten S. A. S. 16).

Breitenborn. L. W. i. Z. 7. Suppl. S. 279. Wüstung 2 km südöstlich von (Rauisch) Holzhausen, erwähnt zwischen 750 und 779 in Verbindung mit anderen nahe der Amöneburg gelegenen Orten. Vgl. Stengel, Urkundenbuch des Klosters Fulda 1913 S. 185, 119. In Verbindung mit der Amöneburg wird der Ort auch erwähnt in der Passio Sti Bonifatii (bei Jaffé S. 476) und übereinstimmend damit in Othlos Vita S. Bonifatii ebendort S. 501. In den Resten der Wüstung fand General Eisentraut Scherben mittelalterlicher Gefäße und Spuren von Töpferöfen. Mündl. Mitteilung, bestätigt durch Lehrer Bingemer nach einer Besichtigung 1915.

Der Christenberg auf dem Burgwald mit seiner im 12. Jahrh. erbauten Kirche und dem noch heute von einer Reihe von Nachbarorten benutzten Friedhof hat seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Lokalforscher auf sich gezogen, ohne daß man über Vermutungen hinausgekommen wäre. Nach Landau K. H. S. 392 „ist der Berg da, wo er sich mit dem Hauptgebirge verknüpft, durch siebenfache Gräben und Wälle befestigt; südlich unter ihm aber liegt die Lüneburg, und ebenso nordwestlich die Lützelburg, zwei Hügel, von denen der erstere noch deutliche Spuren ehemaliger Befestigungen zeigt“. Die erhaltenen Wälle des Christenberges selbst dürften vorgeschichtliche Abschnittswälle gewesen sein. Zu beachten ist die Lage

des Berges neben der nördlichen Fortsetzung der „Weinstraße“. Vgl. Z. 50 S. 86 Anm. 1. Ob die „Befestigungen“ auf der Lüneburg und der Lützelburg (vgl. Duncker Z. XXIII S. 276) mit denen des Christenbergs zusammenhängen, ist zweifelhaft. Was Kolbe bei einem Ausfluge des Marburger Vereins im J. 1883 über die Möglichkeit, daß Germanicus am Christenberg vorübergezogen sei, M. 1883 I—IV S. XXXIX f. bemerkt hat, ist Z. 50 S. 86 besprochen worden. Gefunden ist bisher nur ein „Kupferbeil“ am Fuße des Christenbergs (M. 1909/10 S. 130) und „ein 17 cm langes Steinbeil“ im „Hungertal“, einer nordöstlich vom Berge gelegenen Schlucht. Vgl. W. Kolbe, Der Christenberg im Burgwald nach Sage und Geschichte, II. Aufl. bearbeitet von A. Heldmann, 1895 S. 23 Anm. 1. An der vorgeschichtlichen Entstehung der Wälle auf dem flachen Gipfel des Christenbergs wie vor der allein leicht zugänglichen Ostseite kann kein Zweifel bestehen, teils wegen ihrer Beschaffenheit selbst, teils wegen der an der Nordwestseite des Berges an dem vom Westende des Dorfes Münchhausen hinaufführenden „Totenwege“ in der Höhe des Klutzkopfs („Hunhübel“ von den Bewohnern genannt) liegenden zum Teil stattlichen Grabhügel, die teilweise von den den genannten Weg als seine zweifellos sehr alten Vorläufer begleitenden Hohlwegen durchschnitten, also älter als diese sind. Die Wälle haben Eisentraut und Lange im Jahre 1902, die gleichfalls „sehr gut erhaltenen“ der Lüneburg später Lange allein aufgenommen. Eine Veröffentlichung dieser Aufnahmen wäre erwünscht. Eine Kopie derselben verdanke ich General Eisentraut. Dessen Bemerkung, daß „zur Feststellung, aus welcher Zeit die Wälle stammen“, es durchaus nötig wäre, sie an einzelnen Stellen (durch Grabungen) zu untersuchen, stimme ich aus voller Überzeugung bei.

† Dreihausen. Beim Bau des Bahnhofes im Jahre 1905 stieß man oberhalb desselben auf ein „vorzeitliches Gefäß“, von dem General Eisentraut, Dr. Lange und Konservator v. Drach, die bald nach der Auffindung an der Stelle waren, durch die Arbeiter nur noch einige „sehr dunkle und fast schwarze Scherben“ zu sehen bekamen (Mitteilung des Generals Eisentraut).

Dreihausen mit seiner ins Mittelalter zurückreichenden Töpferindustrie liegt am Vereinigungspunkt zweier Paßwege vom Ebsdorfer Grund über den vom Vogelsberg nach der Lahnenge bei Staufenberg ziehen-

bräuche knüpfen. Vgl. Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche 2. Aufl. 1888 S. 78—81. Dort wird S. 81 auch über ein bei

Biedenkopf befindliches „Hünengrab“ berichtet.

Bürgeln. M. 1893 S. 36 Mitteilungen über den dort in der Ohm liegenden „Taufstein“, den Kolbe in Verbindung gebracht hatte mit der Tätigkeit des Bonifatius, wie den Namen der „Hunmühle“ mit einer angeblichen „Hunburg“ und einem in der Ginselau gelegenen Erdhügel, den er als Begräbnisstätte ansah. M. 1911/12 S. 59 ff. Bericht über eine Besichtigung des inzwischen gehobenen Steins, eines als Grenze des herrschaftlichen Fischwassers versenkten roh zubehauenen wirklichen Taufsteins. Mitteilungen des Archivars Dr. Rosenfeld über die bis ins 13. Jahrh. zurückreichenden Erwähnungen des Steins. Vgl. Kolbe, Die Hunburg in der Ginselau a. d. Ohm. Marburg 1882. Dazu Duncker Z. XXIII S. 240 (Gesch. der Chatten S. A. S. 16).

Breitenborn. L. W. i. Z. 7. Suppl. S. 279. Wüstung 2 km südöstlich von (Rauisch) Holzhausen, erwähnt zwischen 750 und 779 in Verbindung mit anderen nahe der Amöneburg gelegenen Orten. Vgl. Stengel, Urkundenbuch des Klosters Fulda 1913 S. 185, 119. In Verbindung mit der Amöneburg wird der Ort auch erwähnt in der Passio Sti Bonifatii (bei Jaffé S. 476) und übereinstimmend damit in Othlos Vita S. Bonifatii ebendort S. 501. In den Resten der Wüstung fand General Eisentraut Scherben mittelalterlicher Gefäße und Spuren von Töpferöfen. Mündl. Mitteilung, bestätigt durch Lehrer Bingemer nach einer Besichtigung 1915.

Der Christenberg auf dem Burgwald mit seiner im 12. Jahrh. erbauten Kirche und dem noch heute von einer Reihe von Nachbarorten benutzten Friedhof hat seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Lokalforscher auf sich gezogen, ohne daß man über Vermutungen hinausgekommen wäre. Nach Landau K. H. S. 392 „ist der Berg da, wo er sich mit dem Hauptgebirge verknüpft, durch siebenfache Gräben und Wälle befestigt; südlich unter ihm aber liegt die Lüneburg, und ebenso nordwestlich die Lützelburg, zwei Hügel, von denen der erstere noch deutliche Spuren ehemaliger Befestigungen zeigt“. Die erhaltenen Wälle des Christenberges selbst dürften vorgeschichtliche Abschnittswälle gewesen sein. Zu beachten ist die Lage

Höfen in Verbindung stehen ließ. Eine von Küch im Jahre 1916 vorgenommene Grabung hat ergeben, daß es tatsächlich, dem Namen entsprechend, die Reste einer kleinen romanischen Kirche mit Begräbnisstätte sind, die mit den Höfen nichts zu tun haben. Vgl. auch L. K. H. S. 388/89 und L. W. S. 290.

Vorgeschichtliche Hügelgräber sind, wie Küch gleichfalls im J. 1916 durch eine Probegrabung festgestellt hat, die 900 m südöstlich von den Höfen und ebensoweit südwestlich von Roßberg, 100 m westlich von dem von dort nach Nordeck führenden Waldwege im Distrikt Dachslöcher (Jagen 2) gelegenen „Heidengräber“ am „Kehrenberg“.

Alle genannten Punkte wurden im J. 1916 vom Verf. im Verein mit Küch, Boehlau, Lange und Lehrer Sußmann aus Hachborn unter Führung des Generals Eisentraut besichtigt, der zuerst in sachkundiger Weise die Höfe als fränkische Curtis erklärt hatte. Vgl. M. 1909/10 S. 108. Alle Teilnehmer an der Begehung waren der Ansicht, daß eine methodische und umfassende Untersuchung der Höfe eine wichtige Aufgabe des Vereins für H. G. u. L. und des Marburger Zweigvereins sei.

Ebsdorf. L. K. H. S. 388: „uraltet Kirchdorf“ „an der alten von Frankfurt nach Kassel führenden Straße“. Landau hielt diese Straße offenbar für dieselbe, die er S. 417 als die über die Brücker Mühle führende „uralte Straße vom Rheine nach Hessen“ bezeichnet und mit den Grabhügeln im Brücker Walde in Zusammenhang bringt, demnach also wohl auf prähistorischen Ursprung zurückführt. Daß das letztere wohl für den Abschnitt von der Brücker Mühle nach Nordosten, aber nicht für die durch den Ebsdorfer Grund ziehende mittelalterliche „Heerstraße“ gilt, habe ich auf Grund der mit Prof. Schumacher im Sommer 1915 unternommenen Begehung und der in den Jahren 1915—1917 ausgeführten Ausgrabungen im 50. Bande der Z. S. 87 nachzuweisen gesucht, wo auch die wirkliche prähistorische Straße des Ebsdorfer Grundes und eine zweite Fortsetzung der nördlichen Strecke von der Brücker Mühle nach S. über Mardorf nach der Wetterau eingehend behandelt sind. Für die Lage des in Ebsdorf vermuteten fränkischen Königshofes haben sich noch keine Anhaltspunkte gefunden.

† Ebsdorfer Grund. Daß das unter dem Namen des Ebsdorfer Grundes bekannte und durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichnete Tal der „Zwesterahn“ (L. K. H.

bräuche knüpfen. Vgl. Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche 2. Aufl. 1888 S. 78—81. Dort wird S. 81 auch über ein bei

Biedenkopf befindliches „Hünengrab“ berichtet.

Bürgeln. M. 1893 S. 36 Mitteilungen über den dort in der Ohm liegenden „Taufstein“, den Kolbe in Verbindung gebracht hatte mit der Tätigkeit des Bonifatius, wie den Namen der „Hunmühle“ mit einer angeblichen „Hunburg“ und einem in der Ginselau gelegenen Erdhügel, den er als Begräbnisstätte ansah. M. 1911/12 S. 59 ff. Bericht über eine Besichtigung des inzwischen gehobenen Steins, eines als Grenze des herrschaftlichen Fischwassers versenkten roh zubehauenen wirklichen Taufsteins. Mitteilungen des Archivars Dr. Rosenfeld über die bis ins 13. Jahrh. zurückreichenden Erwähnungen des Steins. Vgl. Kolbe, Die Hunburg in der Ginselau a. d. Ohm. Marburg 1882. Dazu Duncker Z. XXIII S. 240 (Gesch. der Chatten S. A. S. 16).

Breitenborn. L. W. i. Z. 7. Suppl. S. 279. Wüstung 2 km südöstlich von (Rauisch) Holzhausen, erwähnt zwischen 750 und 779 in Verbindung mit anderen nahe der Amöneburg gelegenen Orten. Vgl. Stengel, Urkundenbuch des Klosters Fulda 1913 S. 185, 119. In Verbindung mit der Amöneburg wird der Ort auch erwähnt in der Passio Sti Bonifatii (bei Jaffé S. 476) und übereinstimmend damit in Othlos Vita S. Bonifatii ebendort S. 501. In den Resten der Wüstung fand General Eisentraut Scherben mittelalterlicher Gefäße und Spuren von Töpferöfen. Mündl. Mitteilung, bestätigt durch Lehrer Bingemer nach einer Besichtigung 1915.

Der Christenberg auf dem Burgwald mit seiner im 12. Jahrh. erbauten Kirche und dem noch heute von einer Reihe von Nachbarorten benutzten Friedhof hat seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Lokalforscher auf sich gezogen, ohne daß man über Vermutungen hinausgekommen wäre. Nach Landau K. H. S. 392 „ist der Berg da, wo er sich mit dem Hauptgebirge verknüpft, durch siebenfache Gräben und Wälle befestigt; südlich unter ihm aber liegt die Lüneburg, und ebenso nordwestlich die Lützelburg, zwei Hügel, von denen der erstere noch deutliche Spuren ehemaliger Befestigungen zeigt“. Die erhaltenen Wälle des Christenberges selbst dürften vorgeschichtliche Abschnittswälle gewesen sein. Zu beachten ist die Lage

gann, gleichfalls wahrscheinlich in der frühesten Periode unserer Vorgeschichte bereits bis nahe an seinen Gipfel heran bebaut war und vielleicht in den verschiedenen Perioden derselben als Fluchtburg gedient hat. Schwache Spuren einer Umwallung glaube ich in der Höhe des Seebodeschen Gasthauses zu erkennen.

† Fronhausen. P. S. 8. Eine im Jahre 1877 unternommene Ausgrabung an zwei Hügeln im Gemeindewalde (ohne nähere Bestimmung der Stelle) „führte durch den Fund der Brandlager lediglich zur Konstatierung der Hügel als Gräber, ohne die Sammlung durch Fundstücke zu bereichern“. S. 13 bei der Zusammenstellung der Grabhügel sind diese beiden nicht erwähnt.

† Germershausen. P. S. 8. Hügelgruppe auf dem Gute der Familie v. Heydwolff, nahe der Weinstraße, untersucht von Pinder in Gemeinschaft mit dem Marburger Verein 1877. Im ganzen 9 Hügel noch kenntlich, von denen 3 bereits 1864 geöffnet waren. Funde: Asche, Kohle, Fibel (verloren). Von den beiden 1877 ausgegrabenen enthielt der eine ein langes Schwert von Eisen und Reste von Pfeilspitzen, der andere eine Speerspitze von Eisen. Nach Tafel III 22 u. 23 waren es, worauf auch die Bemerkung „deutliche Brandlager“ hinweist, Brandgräber aus der jüngeren (germanischen) La Tène-Zeit, wozu auch die Bemerkung S. 15 paßt, nach der die Gräber von G. die jüngsten waren, die P. aus Hessen kannte. S. 19 fehlt Germershausen unter den Fundorten von Grabhügeln, obgleich doch nach S. 14 die Fundstücke der Marburger Sammlung und nach Tafel III 22 u. 23 auch die im Jahre 1877 bei Germershausen erhobenen bereits nach Kassel übergeführt waren, wo sie nach Boehlaus Mitteilung mit Ausnahme der Pfeilspitzen sich noch befinden. (Inventar S. 53 Nr. 502 und 501).

† Hassenhausen. P. S. 14 erwähnt nur flüchtig, daß er mit „Dr. Wiegand zu Fronhausen, dem der Nachweis verdankt wurde“, Grabhügel bei Hassenhausen untersucht habe. Nach brieflicher Mitteilung Boehlaus vom 26. III. 1918 hat „Dr. Wiegand vor der Pinderschen Ausgrabung einen, Pinder 1877 zwei und Boehlau 1912 einen Hügel geöffnet“. Die Gruppe „liegt südöstlich von Hassenhausen im Hassenhäuser Interessentenwald, halbwegs an dem Waldwege zwischen Hassenhausen und Hof Fortbach, an welchem letzteren die alte „Kuhmarktstraße“ vorbeiführt, die vom Stauffenberg in der Richtung Hachborn läuft und in die

Hachborner Straße übergeht“. Mit letzterer ist die mittelalterliche „Heerstraße“ gemeint. Lehrer Sußmann aus Hachborn bezeichnete mir die Fundstelle auf dem Meßtischblatt Niederwalgern unmittelbar unterhalb des südlichen Randes und der Bezeichnung des anstoßenden Blattes „Sichertshausen“, auf dem sie also einzutragen wäre. Sie liegt 1 km s. ö. von Hassenhausen. Die Fundstücke Pinders lassen sich nicht mehr identifizieren. Nach dem Protokoll in den Akten des Kasseler Museums enthielten die damals geöffneten Hügel unter Steinpackungen Brandgräber der jüngsten Bronzezeit (Übergangszeit zur Hallstattperiode). Boehlau fand „in dem 1912 untersuchten Hügel Reste von Urnen der frühen Hallstattzeit und die Reste eines (?) Bronzeringes mit zwei kreisförmigen Unterbrechungen. Unter dem Schutt eines der Hügel dieser Gruppe hatte vor meiner (Boehlaus) Ausgrabung ein Dorfjunge eine schöne Bronzefibel mit Tierköpfen gefunden, die sich jetzt im Museum befindet“.

† Hemmerich heißt ein Distrikt am Abhange des Lichten Küppels nach Schröck hin, am Rande der Feldflur gegen das Waldgebiet, 1 km westlich von Schröck. Der Name kommt in verschiedenen Teilen Deutschlands, wie es scheint, regelmäßig an den Gemarkungsgrenzen vor, so bei Bergen (Grenze gegen Vilbel) und bei Weidenhausen 9 km nördlich vom Dünsberg. Über die Worterklärung vgl. Rübel, Die Franken S. 231 ff. und Zeitschrift f. H. G. u. L. Bd. 50 S. 93 Anm. 1. Neuerdings hat A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl d. Gr. I. Teil 1918 S. 299 in Übereinstimmung mit Heck, Die altfriesische Gerichtsverfassung S. 214 n. 46, die Ansicht ausgesprochen, daß „der Ausdruck hamrik oder hemrik nicht gemeine Mark bedeute, sondern das Gemeindegebiet oder die Gemeindeflur schlechthin“¹⁾. Der Schröcker Hemmerich ist wenigstens zum Teil noch heute eine Trift, wie zu der Zeit, da dort wiederholt Schweine „Urnengräber“ auswühlten und Mitglieder des Marburger Vereins zu Grabungen (Vgl. P. S. 9, 14, 16, 19 III) und Pinder (S. 9) zu einer wenig erfolgreichen Untersuchung (1877) veranlaßten. Nach Pinder (S. 9) handelte es sich um ein durch Schweinetrieb größtenteils zerstörtes ausgedehntes „Urnefeld“, welches nach den auf Tafel I 26—28

¹⁾ W. Schoof, Fuldaer Geschichtsblätter 12 (1913), S. 125 f. (Weideplatz).

(auf S. 16 ist durch einen Druckfehler Tafel III angegeben) dargestellten Fundstücken und der Beschreibung der jüngsten Bronzezeit angehört hat. Pinder spricht (S. 14) in Übereinstimmung mit den Periodischen Blättern (1857 Mai S. 24) auch von untersuchten „Hügeln“. Aus einem solchen dürften dann, wenn es sich nicht um eine ungenaue Bezeichnung handelt, die S. 16 erwähnten „Stücke eines vierkantigen gedrehten Ringes“ stammen, die aber schwerlich zu der Tafel I 26 abgebildeten Urne gehört haben, um deren Hals liegend sie angeblich (nach Ehrhardts Angabe?) gefunden sein sollten. Die Stücke haben wohl einem „Wendelring“ der Hallstattzeit angehört. Auf demselben Felde soll auch „eine steinerne undurchlochte Axt“ gefunden sein. Das ist heute nicht mehr auffallend, nachdem wir im Jahre 1916 auch Scherben neolithischer Tongefäße der bandkeramischen Kultur gefunden haben. Über den Hemmerich vgl. auch Kolbe, Hessische Volksitten und Gebräuche S. 86.

Hertinghausen (nördlich von Rauschenberg). Nach M. 1906/7 S. 65 wurde ein „kupfernes Beil“ gefunden.

Kernbach (bei Caldern). M. 1887 XCI: Kolbe über „ein erst im vorigen Jahre erschlossenes Totenfeld, den Totengarten“.

Kirchhain. P. S. 14 nennt „Hügel bei Kirchhain“ als untersucht, ohne nähere Angabe der Örtlichkeit. Bei den S. 13 aufgeführten Gruppen fehlen sie. Auch Boehlau „kennt die von Pinder erwähnten Hügelgruppen bei Kirchhain nicht“.

Kölbe. El. Mülhause in Z. 12 (1869), 311 ff. M. 1875 II S. 4, 1901, S. 42 f. Auf der „Eibenhart“ (auch Eubenhart, nach dem Meßtischblatt und der Generalstabskarte „Eubenharth“) sollen „konzentrische Ringwälle“ sein. Für ihren „vorchristlichen“ Ursprung, der durch Grabungen festzustellen wäre, spricht besonders die Lage dieses südlichsten Vorsprungs der mit dem Burgwald zusammenhängenden Höhen unmittelbar oberhalb der Mündung der Ohm in die Lahn, wo die zusammenhängenden breiten Täler beider Flüsse durch die entgegenkommenden Ausläufer der Lahnberge eingeengt werden. Auf diesen Punkt würde auch die Verlängerung des vorgeschichtlichen „Balderscheider Wegs“ über die Chaussee Marburg-Bauerbach hinaus führen. Vgl. Z. 50 S. 53 ff.

Langenstein. Kolbe, Heidnische Altertümer in Oberhessen 1881, erwähnt den 6 m hohen, 2 m breiten Stein an der Kirchhofmauer, nach dem der Ort den Namen

hat. Es war wohl ein vorgeschichtlicher Monolith. Gegen die Erklärung Kolbes und den von ihm angenommenen Zusammenhang mit der alten Straße von Fritzlar über Mardorf nach der Wetterau wendet sich mit Recht Schneider im 3. Heft seiner Wanderbücher S. 37. Vgl. Z. 50 S. 104 ff.

† Mardorf. M. 1880 II S. 4, 1880 III S. 14, Duncker, Gesch. der Chatten S. A. S. 19, Z. XXIII 1888 S. 243 ff.; Landau K. H. S. 424; Katalog des Kasseler Museums (von Boehlau) S. 50; Schneider III S. 37; Z. 50 S. 96 ff. und Z. 50 S. 79 ff., wo alle in Betracht kommenden Fragen besprochen und die an der alten Straße von der Brücker Mühle nach der Wetterau liegenden Hügelgräber (an der Landesgrenze bei Höingen) wie der „Goldberg“ und die „Hunnenburg“ erwähnt sind.

† Moischt. P. erwähnt S. 13 Hügelgräber, die nach S. 14 vom Marburger Verein untersucht seien. Es sind wohl die westlich der Hahner Heide und des Hofes Kapelle Z. 50 S. 91 erwähnten, auf die wir unten zurückkommen werden. Über den 1 km n. w. von Moischt am Abhange des Stempelbergs und in der Richtung der alten Balderscheider Straße gelegenen „Opferstein“ vgl. Z. 50 S. 92, Schneider III 12 und Periodische Blätter 1857 Mai S. 24.

Niederasphe (Kreis Wetter). P. 19 III nennt „ein undurchlohtes Steinbeil“ des Kasseler Museums.

† Ockershausen. In einer Ziegelei beim Dorfe sind vor mehreren Jahren (1904) gut erhaltene „alte Töpfe“ gefunden worden, die teils in die städtische Sammlung in Marburg, teils in das Kasseler Museum gekommen sind, während sich ein gleichartiger Topf in Marburg in Privatbesitz befindet. Von den ersteren ist neuerdings ein Exemplar an die Marburger Schloßsammlung abgegeben worden. Nach Schumachers Urteil, der das Gefäß im Sommer 1918 bald nach dem Verfasser sah, ist es nahe verwandt mit „Urnen einer verwaschenen Hallstattkultur“, die am Niederrhein bis in die La Tène-Periode herab in Gebrauch gewesen sind. Die Fundumstände, soweit sie bekannt geworden sind, scheinen für das Vorhandensein einer Töpferei an der Fundstelle zu sprechen. Zwischen Ockershausen und Wehrshausen liegt nach Kolbe (M. 1881 I/II S. 11 ff.) ein Distrikt „Rosengarten“. An diese Tatsache knüpft K. Bemerkungen über die an solchen Rosengärten haftenden Volksgebräuche. M. 1887 S. XCI nennt er sie „Volksbegräbnisstätten“. Der Name kommt

in Südwestdeutschland sehr häufig an Trümmerstätten römischer Niederlassungen vor und bei Flurstücken, an welchen solche früher vorhanden waren. Vgl. G. Wolff, Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit 1913 S. 36, 139, 140, 169, 188. Dasselbe gilt von den Flurnamen „Kirschgarten“ und „Wingert“.

Rauschenberg. P. S. 19 III wird ein römisches Grab des Kasseler Museums als aus Rauschenberg stammend erwähnt, ohne Angaben über die Fundstelle und die Fundumstände. Die Gegenstände: „eine Tonlampe und drei Tongefäße“ (nach Boehlaus brieflicher Mitteilung fanden sich 1893 nur zwei vor), sind die in römischen Brandgräbern Südwestdeutschlands üblichen. Nach Boehlaus Ansicht ist aber die Herkunft der durch Kauf erworbenen Fundstücke keineswegs sicher. Man wird sie daher besser unberücksichtigt lassen. Sie dürften durch einen aus dem Hanauischen nach Oberhessen versetzten Beamten verschleppt sein.

Von den an derselben Stelle erwähnten 8 (oder 10?) Steinbeilen ist nur bei einigen oberhessischer Ursprung, bei einem anderen die Herkunft „aus der Marburger Gegend“, nicht der genaue Fundort, bekannt.

Schröck. Unter diesem Titel nennt Boehlau (brieflich) zwei Grabfunde, die 1906 „beim Straßenbau Marburg-Schröck, Forstort Zechspan“ gefunden sind: 1) „30 cm unter der Oberfläche eine Urne mit einem kleinen Töpfchen, darin Aschen- und Knochenreste und stark oxydierte Bronzeringe“, 2) „5 m weiter eine zweite Urne, ebenfalls mit Aschen- und Knochenresten und Metallringen“. „Offenbar“, fährt er fort, „handelt es sich um eine spätbronzezeitliche oder frühe Hallstattbestattung.“ Wir kommen unten auf den Fund zurück.

Roßdorf, eines der bereits zu Bonifatius' Zeit urkundlich erwähnten Dörfer des Ebsdorfer Grundes. Nach Schumacher (Mainzer Zeitschrift VII 47) zog die alte Heerstraße, jetzt „Diebsweg“ genannt, an der alten Ziegelhütte, westlich vom Dorfe, vorbei.

Seelheim. Ob der in den Lebensbeschreibungen des Bonifatius und des Sturmli als Ziel von Reisen des ersteren, wie in gleichzeitigen Urkunden erwähnte Königshof Seelheim im heutigen Groß- oder Klein-Seelheim zu suchen ist, steht nicht fest. Landau, K. H. S. 416, Rübel, Die Franken S. 139, 1 und Register, E. Stengel, Urkundenbuch des Klosters Fulda S. 183, 116 u. a. O.

nennen Großseelheim, ohne Beweise anzuführen. W. Dersch, Hessisches Klosterbuch S. 111 läßt es zweifelhaft. Beide Orte liegen hart am Rande der fruchtbaren Bodenschwelle, die dem Ostabhang der Lahnberge vorgelagert ist, nach der feuchten Ohmniederung hin. Unmittelbar über der letzteren fanden wir im Jahre 1916 nördlich von den Häusern von Kleinseelheim und östlich der Chaussee prähistorische Scherben. Am Südostabhang des „Kirschbergs“, zwischen dem vom Nordende des Dorfes geradlinig nach W. ziehenden breiten Triftweg und der Ziegelei, waren in derselben Zeit alte Bauwürmer auf der Oberfläche zu sehen. Die 1 km südlich davon gelegenen „Eilauer Wiesen“ scheinen an die „Eiloha“ der Zeit des Bonifatius zu erinnern. Vgl. Schneider III S. 44.

† Weinstraße. Landau, Zeitschr. für Kulturgeschichte 1857 S. 177 ff.; K. Schumacher, Mainzer Zeitschrift VII S. 72 ff.;

G. Wolff, Die südl. Wetterau in vor- und frühgeschichtl. Zeit S. 21 ff. (Karte); W. Bremer, Quartalbl. des Hist. V. f. d. Großherzogtum Hessen V 1913 S. 190 ff.; Wolff, Z. 50 S. 82 ff.; F. Küch, Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Marburg 1918 I. Bd. S. 147 (über den Namen). Den Verlauf innerhalb des uns beschäftigenden Gebietes gibt am vollständigsten Bremer a. a. O. an. Die vorgeschichtliche Benutzung beweisen neben den Hügelgräbern von Gernershausen, vielleicht

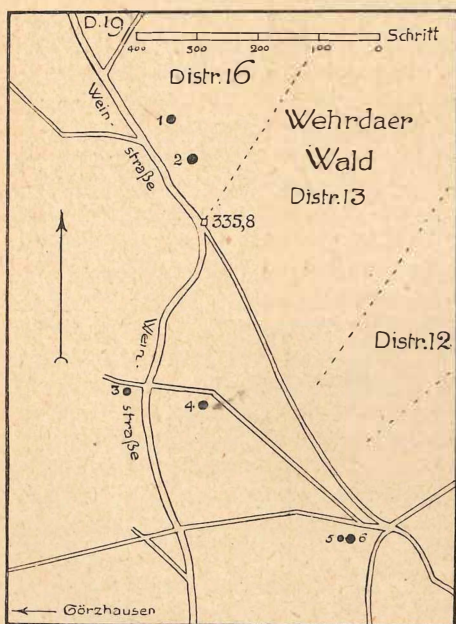


Abb. 1. Hügel an der Weinstraße. Skizze.

auch Fronhausen, die an ihr oberhalb des Görzhäuser Hofes ($\frac{1}{4}$ Stunde nordöstlich) gelegenen Hügel, die mir im Jahre 1917 Küch zeigte. Der ganze Weg hat, soweit seine

Trassierung feststeht, durchaus den Charakter einer alten Höhenstraße, bei der auch der um die rechts und links liegenden Dörfer und Städte (Marburg u. a.) unbekümmerte Verlauf vormittelalterlichen Ursprung erkennen läßt.

Wittelsberg. Die „Heerstraße“ ist als flache Mulde in den Feldern nach Roßdorf hin erkennbar. Vgl. K. Schumacher, Mainzer Zeitschrift VII 74.

Bei eingehender Prüfung des vorstehenden Verzeichnisses wird man erkennen, daß von den etwa 30 notierten Orten noch nicht der dritte Teil so sicher beglaubigte und so genau lokalisierte Funde aus vorgeschichtlicher Zeit aufzuweisen hat, daß sie für die Besiedelungsgeschichte in Betracht kommen können. Das ist weit weniger als Niederhessen in dem einen Kreise Fritzlar und die südlich angrenzende Wetterau in vielen einzelnen Gemarkungen aufzuweisen haben. Ferner läßt das Verzeichnis erkennen, daß fast alle diese Fundstellen bereits in der Veröffentlichung Pinders vertreten waren, woraus wiederum hervorgeht, daß in den seitdem (1878) verstrichenen vier Jahrzehnten bis zum Beginn des Krieges, abgesehen von der Untersuchung von Grabhügeln bei Hassenhausen durch Boehlau und den unter Schröck verzeichneten Grabfunden, nichts Brauchbares hinzugekommen war. Kein Wunder, daß noch in jüngster Zeit von anerkannten Autoritäten die südlichen Teile des alten Chattenlandes als wenig bewohntes Gebiet angesehen wurden, auf welches man die von Tacitus auf ganz Germanien ausgedehnte Charakteristik seiner Gewährsmänner als eine „terra aut silvis horrida aut paludibus foeda“ im Besonderen bezog und zu weitgehenden Schlußfolgerungen in besiedelungs- und kriegsgeschichtlicher Hinsicht verwendete. Man vergaß, daß auch nach den großen Fortschritten, welche die heimatliche Archäologie im letzten Menschenalter gemacht hat, doch für manche Landschaften die archäologischen Fundkarten nur den Stand der Erforschung, nicht die Dichtigkeit der Besiedelung in bestimmten Perioden darstellen, und daß, wie alle Statistik, so besonders die Besiedelungsstatistik ohne Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse nur zu oft zu Trugschlüssen führt.

I. Bericht über die Untersuchungen der Jahre 1915—1918 ¹⁾.

Daß die ersten systematischen Untersuchungen über die Besiedelung Oberhessens gerade an den Rändern des Ebsdorfer Grundes vorgenommen wurden, hatte, auch abgesehen von den erwähnten Nachforschungen nach prähistorischen Wegen zwischen Rhein und Weser, für die dem Verfasser seit dem Frühjahr 1914 seitens der in Betracht kommenden Königlichen Ministerien eine Vollmacht zu Ausgrabungen im Regierungsbezirk Kassel erteilt worden war, noch einen besonderen Grund: Seit dem Anfange des Jahrhunderts waren in der Südwesterau, zuerst im Kreise Hanau, dann auch in der Umgebung Frankfurts, Spuren einer dichten Besiedelung der Lößdistrikte in derjenigen Periode der jüngeren Steinzeit gefunden worden, die man nach den Verzierungen ihrer Gefäße als die bandkeramische bezeichnet. Zum ersten Mal in ganz Westdeutschland fanden sich in Verbindung mit dieser Keramik neben und in den durch die Unregelmäßigkeit ihrer Profile und Grundrisse auffallenden „Wohngruben“ (seit 1907) auch sehr unscheinbare Brandgräber. Der Umstand, daß diese leicht übersehen werden, erklärte es, daß dort und in anderen Gegenden mit derselben Keramik bis dahin überhaupt keine Gräber gefunden worden waren. Sie fehlen in den meisten auch heute noch. Dagegen fand sich die erwähnte Keramik wie die für sie charakteristische Form der Wohnungen um dieselbe Zeit und bald nachher auch im darmstädtischen Oberhessen, in der Gegend von Göttingen, bei Kassel und Niederurf wie in Thüringen, hier wie nachträglich festgestellt wurde, in Verbindung mit Leichenbrand. Daß dieser sich bei weiterer systematischer Bodenforschung auch in den anderen erwähnten Landschaften finden werde, ist eine Vermutung, die ich wiederholt ausgesprochen habe, ebenso wie die, daß die große Verwandtschaft der Wohnart wie der Keramik bei den Neolithikern am Main wie an der Fulda und im Wesergebiete einerseits und in Thüringen andererseits sich

¹⁾ Die Ergebnisse der beiden ersten Arbeitsjahre sind im 50. Bande der Zeitschrift, soweit sie als Beweise für den prähistorischen Ursprung des dort verfolgten alten Weges dienen konnten, teils in Anmerkungen, teils in einem Nachtrage (S. 230 ff.) bereits erwähnt worden. Der verschiedene Zweck der beiden Veröffentlichungen wird es rechtfertigen, daß auch das dort bereits Angedeutete hier ausführlicher und in anderer Anordnung wiederholt wird.

am besten durch eine Völker- oder Kulturbewegung in der Richtung des uralten Völkerweges vom Mittelrhein durch die oberhessische Senke zwischen den Ausläufern des Vogelsbergs auf der einen, des Taunus und Westerwaldes auf der anderen Seite, dem im allgemeinen die Main-Weser-Bahn folgt, erkläre. Auf diesem breiten von Südwesten nach Nordosten sich erstreckenden Landstreifen bildete bis zum Jahre 1915 die einzige größere Lücke in der Verbreitung der oben charakterisierten Kultur der jüngeren Steinzeit wiederum die einstige Provinz Oberhessen. In ihr war die Steinzeit nach unserem Verzeichnis nur an drei Stellen durch vereinzelte Funde von Steinäxten ohne nähere Angabe der Fundstellen und mehrere andere Exemplare vertreten, von denen oberhessische Herkunft im allgemeinen bekannt war. Daß sie nach Pinders Angaben (S. 19 III) größtenteils „undurchlocht“, also wohl „dreieckige Steinbeile“ waren, legte die Vermutung nahe, daß sie der erwähnten bandkeramischen Kultur angehörten, der die s. g. breitnackigen Exemplare dieses Typus eigentümlich sind. So sprach ihr Vorhandensein wenigstens dafür, daß diese Kultur in Oberhessen, und zwar besonders in der weiteren Umgebung Marburgs, vertreten gewesen sei. Anhaltspunkte für planmäßige Nachforschungen boten die Angaben nicht. Sicherlich waren diese nicht in dem engen Lahntal zwischen Kölbe und Staufenberg anzustellen, welches samt dem breiten Lahn-Ohm-Becken noch heute fast alljährlich überschwemmt wird und in vorgeschichtlicher Zeit wohl nicht angebaut gewesen ist. Die prähistorischen Verkehrswege haben sich daher auf den Höhen zu beiden Seiten gehalten, die „Weinstraße“ westlich, der von Butzbach über Grüningen, Höingen, Mardorf nach der Brücker Mühle verlaufende, wie der noch zu erwähnende „Balderscheider“ Weg, östlich¹⁾. Wenn irgendwo, so versprachen im „Ebsdorfer Grund“, wie in den obigen Notizen unter diesem Titel ausgeführt worden ist, Bodenforschungen auch in dieser Richtung noch am ersten Erfolg. Hier wurde denn auch, nachdem, einer Anregung Küchs folgend,

¹⁾ Die spätere Hauptstadt Oberhessens, Marburg, gehört zu den jüngsten Ansiedelungen der Landschaft. Die den ältesten Kern bildende Burg verdankte ihre Entstehung dynastisch-militärischen Bedürfnissen der Gründer. Das fand auch in der geringen Ausdehnung ihrer ursprünglichen Almende und Gemarkung seinen Ausdruck. Vgl. F. Küch, Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Marburg. I. Band, Marburg 1918 S. 3 Anm. 4.

der Ausschuß des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde dem Marburger Zweigverein eine Geldsumme für Ausgrabungen in der Umgebung Marburgs zur Verfügung gestellt hatte, in den Herbstferien des Jahres 1915 der Spaten angesetzt. Der Erfolg, den diese vierzehntägigen mit nur 3 Arbeitern unternommenen Grabungen hatten, ließ es als selbstverständlich erscheinen, daß in demselben Gebiete eine für das folgende Jahr wiederum bereitgestellte Summe verwendet wurde, die diesmal ebenso wie eine größere für das dritte Arbeitsjahr bewilligte die Direktion des Kasseler Landesmuseums bestritt, nachdem sie auch das vom Verein vorgelegte Geld diesem zurückerstattet hatte. Die Ausgrabungen leitete im ersten Jahre der Verfasser, wirksam unterstützt durch Lehrer Bingemer aus Bergen, dem eine in den ersten Wochen des Krieges im Elsaß erlittene schwere Verwundung die unerwünschte Muße dazu gab. In den folgenden Jahren teilte ich mich in die verantwortliche Leitung mit Küch, der seine ganze freie Zeit dieser Arbeit widmete.

Für diese begnügten wir uns auch 1916 und 1917 mit zwei von einem Tiefbau-Unternehmer zur Verfügung gestellten Arbeitern, die, wie wir uns versichert hatten, der Landwirtschaft nicht entzogen wurden. Außerdem hatte ich in den 3 Jahren den Vorarbeiter G. Bausch vom Frankfurter Historischen Museum mitgebracht, der mir während der letzten 15 Jahre vor dem Kriege im Aufsuchen von Spuren römischer und prähistorischer Siedelungen auf den weiten Lößflächen der Südwesterau gute Dienste geleistet und in der sorgfältigen Ausschälung neolithischer Wohngruben und Brandgräber sich eine seltene Sicherheit angeeignet hatte. Auf diesem Gebiete haben wir ihn auch im Ebsdorfer Grunde besonders beschäftigt, während die beiden Marburger Arbeiter zur Feststellung des Grabcharakters der im Sommer 1915 und während der folgenden Ausgrabungen in den Wäldern südlich und nördlich vom Frauenberg aufgefundenen Hügelgruppen verwendet wurden. Die Arbeiten waren in beiden Richtungen vom ersten Tage an von einem alle gehegten Erwartungen übertreffenden Erfolge begleitet. Nicht weniger als 13 neolithische Siedelungen wurden bereits im Herbst 1915 durch die Auffindung bandkeramischer Scherben und Steinwerkzeuge und auch einiger der in der Wetterau in Wohngruben und Gräbern vorkommenden Anhänger aus gebranntem Ton teils auf der

Oberfläche frisch gepflügter Äcker teils bei flüchtigen Schürfungen an verdächtigen Stellen, erkannt und im Meßtischblatt festgelegt. Sie verteilten sich auf die am Nordwestabhänge des Ebsdorfers Grundes gelegenen Gemarkungen Ebsdorf, Frauenberg, Moischt und Schröck, sowie auf die an den Rändern des Bortshäuser Quertälchens gelegenen Fluren von Bortshausen und Ronhausen. Eigentliche Grabungen konnten im ersten Jahre auf diesem Gebiete wegen des Standes der Feldbestellung nicht vorgenommen werden. Dieser Teil der Arbeit wurde in den beiden folgenden Jahren durch die Aufdeckung je einer Wohngrube neben den Frauenberg-Höfen nachgeholt, während zugleich noch je eine Ansiedelung bei Heskem und Mölln an der östlichen Talseite und bei Kleinseelheim festgestellt wurde. Die Frage nach der Besiedelung des Ebsdorfer Grundes in der bandkeramischen Periode der jüngeren Steinzeit konnte bereits im Herbst 1915 als gelöst angesehen werden.

In derselben Zeit war ein Urnengräberfeld der jüngsten Bronzezeit 700 m südöstlich von der Kuppe des Frauenbergs vor der Nordostecke des Waldes „Balder-scheid“ und an dem nach ihm benannten, im Sommer 1915 erkannten alten Wege¹⁾ durch Aufdeckung mehrerer Brandgräber und der Reste früher zerstörter festgestellt worden. An demselben Wege wurden 4 km südwestlich von dieser Stelle auf der Wasserscheide im „Heiligenwalde“ (XIV, Distrikt 11) zwei der unmittelbar neben ihm gelegenen verflachten Hügel untersucht und in dem einen von ihnen ein Brandgrab gefunden, während ein zwischen der „alten Straße“ und dem Touristenwege Cappel-Ebsdorf vereinzelt liegender Hügel (XV) ein Skelettgrab der älteren Eisenzeit enthielt. Durch diese Untersuchungen war der vorgeschichtliche Ursprung des alten Weges festgestellt. Zur Verstärkung dieses Beweises diente der Umstand, daß genau in seiner Richtung, wo er 2 km westlich von Ebsdorf auf dem höchsten Teile des „Köpfchens“ (XVII) nur auf eine Strecke von 250 m infolge einer neuerdings erfolgten Abholzung beseitigt ist, von Herrn Bingemer mehrere stattliche Hügel erkannt wurden, die im folgenden Jahre von mir aufgenommen worden sind. Eine andere Gruppe (XVIII) wurde gleichfalls durch Herrn Bingemer

¹⁾ V und XIII. Die römischen Zahlen beziehen sich auf die Fundprotokolle vom Jahre 1915 und die entsprechenden Eintragungen auf dem Meßtischblatt Niederwalgern der Marburger Ortsgruppe.

300 m südlich von dem alten Wege, 1 km nordwestlich von Erbenhausen, 1300 m südwestlich von den Hügeln im Heiligenwalde festgestellt. Die quadratische Umwallung, die unter dem Namen „alte Schanze“ 50 m nördlich vom alten Wege im Heiligenwalde (neben der Distriktszahl 11) eingetragen ist und die Veranlassung zu wiederholter Begehung des Gebietes und dadurch zur Auffindung der 200 m östlich gelegenen Hügel und zur Feststellung des vorgeschichtlichen Ursprunges des Weges gegeben hatte, ist ebenso wie eine im Schnittpunkte desselben mit dem von Ebsdorf in nordnordwestlicher Richtung heraufziehenden „Sandweg“ im Herbst 1915 gefundene ähnliche, aber flachere Umwallung modernen Ursprunges. Sie konnte von General Eisentraut als eine der im Jahre 1758 vom Prinzen von Isenburg am Ebsdorfer Grund entlang angelegten Schanzen bestimmt werden. Der mehr als 9 km lange Abschnitt des Balderscheider Weges von der Lahn bei Bellnhausen, wo nach Landau auch die mittelalterliche Talstraße („Heerstraße“) durch den Ebsdorfer Grund den Fluß überschritt, bis über den Ostabhang des Frauenberges hinaus konnte bei Abbruch der Grabungen im Oktober 1915 umso mehr als prähistorischer Fernweg in das Meßtischblatt Niederwalgern eingetragen werden, da unmittelbar an ihm, außerhalb des Waldgebietes auch 8 teils nordwestlich von Ebsdorf, teils unmittelbar an den Rändern der Frauenberg-Höfe und südlich von diesen festgestellte neolithische Siedelungen lagen: 1) = VII 600 m nordöstlich vom „Köpfchen“ in der Einbuchtung des Feldes in den Wald westlich von den Ebsdorfer Sandgruben, 2) = VIII 6—700 m weiter nach N. O. zwischen dem alten Wege der Kreisbahn und der Chaussee Ebsdorf-Bortshausen, 3) = VI wiederum 500 m nordnordöstlich, östlich von dem alten Weg und dem Waldrande, hinter dem hier die zweite der oben genannten Schanzen liegt, östlich auch vom „Sandweg“, 4) = V im Winkel zwischen dem Balderscheid-Wald und dem alten Weg neben den Sandgruben, auf dem Gebiete des Urnengräberfeldes, 5—8) auf dem Gebiete der Frauenberg-Höfe, östlich (IV) und westlich (III) von ihnen bis in die unmittelbare Nähe des Gasthauses Seebode (I u. II). Hier dacht sich unterhalb der Basaltkuppe des Frauenberges zwischen ihr und der den Waldrand begleitenden Straße Beltershausen-Cappel, neben der nach Norden wieder ein steiler Absturz beginnt, das Gelände als flache Mulde ab, in der sich der

verwitterte Basaltboden als ziemlich tiefe Humusschicht abgelagert hat. Es ist eine der wenigen mir bekannten Stellen, an denen sich neolithischer Anbau der bandkeramischen Kultur auf anderem als Löß- oder lößartigem Lehm Boden gezeigt hat.

Hier möge eine Reihe neolithischer Fundstellen Erwähnung finden, die sich annähernd rechtwinkelig gegen den bisher verfolgten Abschnitt des alten Weges, auf dem dieser mit einem nach Westen geöffneten Bogen sich möglichst den Höhenkurven anschmiegt, nach W. N. W. am Südrande des Bortshäuser Tälchens hinzieht. Sie liegen sämtlich an solchen Stellen, an denen zwischen der Kreisbahn und der Chaussee einerseits und dem vom Ulrichsberg ins Tal ziehenden Walde andererseits sich zunächst kleinere, dann ausgedehntere Flächen von Ackerfeld einschieben: 9) = IX neben dem Bahnübergang 400 m westlich von der oben als Nr. 2 angeführten Stelle, mit der die hier gefundenen Reste vielleicht zusammengehört haben, 10) = X 650 m weiter nordwestlich an der Ostseite des folgenden Bahnübergangs, unterhalb des Gipfels des Ulrichsbergs, 11) = XI südlich von Bortshausen, 12) = XVI am Abhang 500 m südwestlich von diesem Dorfe, nördlich des Weges nach Wolfshausen, 13) = XII auf dem hochgelegenen Felddistrikt „Struth“, $\frac{1}{2}$ km westlich von der eben genannten Stelle, mit der diese vielleicht wiederum zusammengehört. Hier liegen Scherben und (meist zerbrochene) Steinwerkzeuge, besonders „Schaber“ aus Feuerstein, auf und dicht unter der Oberfläche, sodaß die Stelle für eine Grabung empfohlen werden kann.

Wir schieben hier die wenigen in den Jahren 1916 und 1917 noch festgestellten Fundstellen ein: 14) dicht nördlich von den Frauenberg-Höfen am Touristenpfad (Acker Erkel XXIV. Vgl. unten die große Grube). 15) = XIX auf dem Hemmerich bei Schröck. Vgl. oben unter den Notizen. 16) Oberhalb der Straße Heskem-Mölln, dicht nordöstlich von den östlichsten Häusern von Heskem. 17) Unmittelbar nördlich von dem die nördlichsten Höfe und Gärten von Mölln begrenzenden Wege.

Mit den zuletzt genannten Fundstellen sind wir im Herbst 1916 bereits über die Talrinne der Zwester-Ohm auf den östlichen Talrand gekommen. Auch hier liegen die angeschnittenen Siedelungen der bandkeramischen Neolithiker auf den unbewaldeten Abdachungen mit fruchtbarem Lehm Boden. Es ist anzunehmen, daß sie auf den

hier meist westlich gewendeten Flächen nicht weniger zahlreich vorhanden sind als auf der anderen Seite, wo die dichte Aneinanderreihung in der Richtung des Balderscheider Weges zum Teil sich daraus erklärt, daß dort zu dessen Feststellung besonders eifrig gesucht worden ist.

Wir kehren nun zur chronologischen Fortsetzung des Arbeitsberichtes über die Jahre 1916 und 1917 zurück. Wie im ersten Jahre der südlich vom Frauenberg gelegene Abschnitt der alten Straße gewissermaßen das Rückgrat der Nachforschungen und Grabungen bildete, so erstreckten sie sich auch in den beiden folgenden besonders auf das Gelände zu beiden Seiten ihrer nordöstlichen Fortsetzung. Gleich bei Beginn unserer Arbeiten im Jahre 1915 war der Knotenpunkt vieler Straßen und Wege westlich vom Hof Kapelle, auf den auch die Richtung des durch alte Marksteine gleicher Art wie am Balderscheider Walde gekennzeichneten alten Weges zwischen dem genannten Hofe und den Frauenberg-Höfen hinwies (vgl. Zeitschr. 50 S. 91 mit Anm. 2), als die bis dahin unbekannte Stelle erkannt worden, an der vor einem halben Jahrhundert die unter „Moischt“ genannten Gräber bei Wegarbeiten gefunden worden waren. Arbeiten an dem von dort nach dem Gipfel des „Stempels“ hinaufführenden „Sandwege“ waren es wieder, die 500 m nördlich, wo der Weg nach dem „Elisabethenbrunnen“ rechts abgeht, zur Auffindung zweier Brandgräber der Bronzezeit führten, deren Bestandteile Regierungsrat Hermes der Marburger Sammlung überwies (XX). Dies lenkte die Blicke auf eine Gruppe unmittelbar östlich vom Sandwege gelegener flacher Hügel und Unebenheiten, die durch Ausgrabungen von zwei Erhöhungen als Grabstätten der genannten Periode mit reichem Inhalt an Tongefäßen festgestellt wurden.

Zweihundert Meter nördlich, am Fuße des Steilabhangs vom Gipfel des Stempels, auf dem wir eine durch die Steinbrüche verwischte Wallburg vermuten wie auf dem benachbarten „Lichten Küppel“, wurde wiederum eine ausgedehnte Gruppe zum Teil stattlicher Hügel entdeckt, die sich von der Distriktschneise östlich bis zum Weg nach dem Elisabethenbrunnen erstreckt (XXI). Zwei durch die Waldarbeiter wegen der für den Wegebau geeigneten Steine der Packung und Umgrenzung der Gräber teilweise zerstörte Hügel wurden 1916 untersucht, vier unversehrte 1917 systematisch ausgegraben. Über das für die Besiedelungsgeschichte der Gegend wichtige Ergebnis

wird unten berichtet werden. Sie gehörten größtenteils der Hallstatt- und Bronzezeit an.

Eine weitere Hügelgruppe wurde während der Ausgrabungen am Stempel 1916 einen Kilometer weiter nördlich, je 500 m von den Gipfeln des genannten Berges und des Lichten Kuppels am Südostabhange des letzteren durch den Vorarbeiter entdeckt (XXV). Sie erstreckt sich gleichfalls bis in die Nähe des Weges nach dem Elisabethenbrunnen hinab in der Richtung nach dem Opferstein und dem Hemmerich. Eine Grabung hat dort noch nicht stattgefunden.

Wiederum 1½ km nord-nordöstlich, immer in der Richtung der alten Straße, förderten 1906 die Arbeiten an der neuen (nördlichen) Chaussee von Marburg nach Schröck 750 m nord-nordwestlich vom Elisabethenbrunnen die oben erwähnten Bestandteile zweier Brandgräber der letzten Bronzezeit zu Tage (XXIII). Der Mitteilung über diese Tatsache fügte Regierungsrat Hermes die über das Vorhandensein mehrerer Hügel etwa 200 m nordöstlich der Fundstelle im Waldesdickicht hinzu. Und wiederum 1 km nordöstlich von dieser Stelle, ebenso weit südwestlich von Bauerbach, wurden bei einem Ausfluge des Verf. nach Kleinseelheim an dem etwa 120 m oberhalb der Wald- und Gemarkungs- (alten Landes-)grenze dieser annähernd parallel in nördlicher Richtung verlaufenden Waldwege zwei sehr verflachte Hügel (XXV) beobachtet, deren Untersuchung empfohlen wird.

Gegenüber diesen erfolgreichen Unternehmungen traten im Jahre 1916 die Nachforschungen nach neolithischen Resten zurück. Doch wurde an der bereits im Vorjahre festgelegten Stelle 5 = IV, dicht östlich von den Gärten der Frauenberg-Höfe, die in der Germania I S. 19 ff. mit Abbildungen veröffentlichte Hüttengrube aufgedeckt, die durch die Erhaltung der Pfostenlöcher und eines Brandgrabes mit den für die Wetterau charakteristischen Tonperlen eines Halsschmuckes ein typisches Beispiel steinzeitlicher Wohnstätten der Spiralband-Kultur bildete.

Nach Beendigung der gemeinsamen Arbeit hat Küch noch die in den Notizen unter Dreihäusen erwähnten Grabungen an den „Heidengräbern“ und am „Kirchenstumpf“ vorgenommen.

Im dritten Arbeitsjahre war das Verhältnis zwischen beiden Perioden der Vorgeschichte das umgekehrte. Auf dem Gebiete der vorrömischen Metallzeit wurden — ab-

gesehen von den bereits erwähnten Grabungen am Stempelberg — mehrere kaum noch bemerkbare Hügel untersucht, die uns bei unseren täglichen Gängen nach und von den Ausgrabungsstätten im Walde am Nordabhange der flachen Erhöhung des „Wittstrauchs“ (XXII), 1 km nord-nordöstlich von Hof Frauenberg, dicht an dem von dort nach dem erwähnten Knotenpunkte führenden Wege im Jahre 1916 aufgefallen waren. Da auch sie in der durch die übrigen erwähnten Gruppen gebildeten Linie lagen, war es von Interesse, zu erfahren, ob sie gleichfalls Gräber enthielten. Das war der Fall, und zwar fanden sich in ihnen, wie in zwei bald darauf am Stempelberg aufgedeckten, Gräber der La Tène-Periode.

Inzwischen hatte die Ausgrabung der neolithischen Wohngrube (XXIV) vor der Nordseite der Frauenberg-Höfe infolge ihrer außergewöhnlichen Größe eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die Arbeiten in diesem Jahre weit über die in Aussicht genommene Zeit fortgesetzt und die bisher im Walde beschäftigten Arbeiter zur Unterstützung von Bausch herangezogen werden mußten. Das Ergebnis war denn auch insofern ein besonders bedeutendes, da über zwei bisher in Westdeutschland lebhaft umstrittene Fragen der prähistorischen Forschung, das zeitliche Verhältnis der beiden Hauptstufen der neolithischen Keramik zu einander und die Entwicklung des Hausbaus in beiden, hier eine objektiv sichere Entscheidung getroffen wurde (vgl. *Germania* I S. 182 ff.). Oberhessen, der für die vorgeschichtliche Besiedelungsgeschichte bisher dunkelste Teil von Mitteldeutschland, war dadurch in den Vordergrund wissenschaftlichen Interesses auf diesem Gebiete gerückt.

Als ich am 22. September 1917 den gastlichen Frauenberg verließ, geschah es in der bestimmten Überzeugung, daß ich von einer Episode meiner Ausgrabungstätigkeit, die durch das Zusammenarbeiten mit den Herren Küch und Knetsch zu einer besonders erfreulichen geworden war, und, da der Krieg mit seiner, zumal für einen Siebenzigjährigen, zunehmenden Erschwerung solcher Arbeiten in unabsehbarer Weise fort dauerte, von einer intensiven Beschäftigung mit der Bodenforschung überhaupt Abschied nahm. Es war mir ein angenehmer Gedanke, die Ergebnisse unserer dreijährigen gemeinsamen Tätigkeit auch gemeinsam mit Küch, der ja bereits vor 35 und 34 Jahren als junger Student seinen ehemaligen Lehrer bei

den Ausgrabungen der römischen Kastelle Rückingen und Marköbel wirksam unterstützt hatte, wissenschaftlich bearbeiten zu können. Aber da stieß ich auf eine entschiedene Ablehnung, die gewissermaßen begründet wurde durch die Übersendung des eben vollendeten ersten Bandes der „Quellen zur Rechtsgeschichte hessischer Städte“. Ich konnte nicht umhin einzusehen, daß es doch wohl eine zu starke Zumutung sein würde, von Küch zu verlangen, daß er, abgesehen von der Aufopferung seines gesamten Urlaubs für die seinen Spezialforschungen ferner liegenden Grabungen, auch auf die wissenschaftliche Verwertung ihrer Ergebnisse, von welcher dasselbe galt, ein erhebliches Maß von Zeit verwenden solle. Freilich kamen ja bei der Bearbeitung der Grabhügeluntersuchungen, an denen er sich besonders eifrig und erfolgreich beteiligt und im Herbst 1917 den Löwenanteil der Leitung und Beaufsichtigung übernommen hatte, nicht in dem Grade wie bei der der neolithischen Forschungen aktuelle wissenschaftliche Streitfragen in Betracht: es handelte sich dabei im Wesentlichen um scharfe Beobachtung und genaue Beschreibung des tatsächlichen Befundes und der zu Tage geförderten Gegenstände. Dieser Teil der Arbeit schien ihm umso mehr zuzufallen, da er ja ohnehin die Fertigstellung der Unterlagen für die Abbildungen auf Grund der größtenteils von ihm selbst bei den Grabungen hergestellten Skizzen und Aufnahmen bereitwilligst übernommen hatte. Nur ungern entschloß ich mich daher, seiner Forderung, daß ich auch diesen Abschnitt des Berichtes übernehmen solle, Folge zu leisten. Dann aber entsprach es ebenso sehr meinem eigenen Bedürfnis wie dem Wunsche nach einem vorläufigen Abschlusse unserer besiedelungsgeschichtlichen Lokalforschungen, daß ich Küchs Aufforderung nachkam, im Herbst 1918 noch eine kürzere Untersuchung ausschließlich den nördlichen Hügelgruppen am Ostabhange des Lichten Küppels und in der Nähe der Schröcker Chaussee zu widmen. Wir haben diese Untersuchungen zwischen dem 18. August und dem 1. September, diesmal von dem beiden Gruppen nahe gelegenen Elisabethenbrunnen aus, vorgenommen. Inzwischen aber hat der Krieg mit seinen wirtschaftlichen Folgen uns genötigt, den ursprünglichen Plan der beabsichtigten Veröffentlichung nach einer anderen Richtung einer Änderung zu unterziehen. Der Vorstand des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde hatte es mit dankenswerter

Bereitwilligkeit übernommen, den Bericht in seiner Zeitschrift mit der für nötig erachteten Ausstattung an Abbildungen und Tafeln herauszugeben. Als die Autotypieklichees für die letzteren, soweit sie sich auf den neolithischen Teil der Ergebnisse unserer Ausgrabungen beziehen, bereits hergestellt waren, stellte es sich heraus, daß das nötige Papier in diesem Jahre nicht in der erforderlichen Menge zu beschaffen war. Auf den Vorschlag des Verfassers wurde daher beschlossen, im diesjährigen Bande von dem auf die Ergebnisse der Ausgrabungen bezüglichen Hauptteile der Arbeit nur den für die neolithischen Wohnstätten und ihren Inhalt in Betracht kommenden Abschnitt abschließend zu veröffentlichen, die Bearbeitung der Grabhügelgruppen aber nur soweit, als sie ohne die Abbildung der zahlreichen Einzelfunde und der Aufnahmen der ausgegrabenen Hügelgräber verständlich ist. Dem entsprechend bleiben diese Textbilder und Tafeln dem nächsten Bande der Zeitschrift vorbehalten, während in diesem die einzelnen Hügelgruppen, durch Lagepläne erläutert, nach Größe und Lage beschrieben und, soweit es nach dem Ergebnis der Ausgrabungen möglich ist, hinsichtlich ihrer Zeitstellung und ihrer Bedeutung für die Besiedelungsgeschichte der Landschaft besprochen werden.

Eine weitere, gleichfalls durch die Kriegsverhältnisse bedingte Änderung des ursprünglichen Planes besteht darin, daß wir auf die Beigabe von Ausschnitten aus den Meßtischblättern verzichtet haben, auf denen die Lage der einzelnen Fundstellen und besonders deren Beziehung zu den Bodenverhältnissen (Wald, Feld, Höhenlage) einerseits und den ohne bewußte Absicht der Hersteller und dadurch umso überzeugender in ihrem Zusammenhange erkennbaren alten Straßen andererseits deutlicher hervorgetreten sein würde, als es durch die als Notbehelf angewendeten Verweisungen auf diese Kartenblätter im Texte möglich ist. Für die Besitzer der älteren Bände der Zeitschrift bietet auch die dem Aufsatz im 50. Bande beigegebene Kartenskizze des Ebsdorfer Grundes einen gewissen Ersatz, insofern auf ihr die in Betracht kommenden Orte vorkommen und die bis zum Jahre 1916 ermittelten Fundstellen wenigstens, soweit sie an der damals verfolgten alten Straße liegen, durch Kreuzchen bezeichnet sind.

Von den Lageplänen sind die meisten vom Verfasser aufgenommen und gezeichnet worden. Die Skizzen Abb. 8,

11 und 12 beruhen auf Zeichnungen Bingemers, Abb. 1, 15, 16 und 19 auf Aufnahmen Küchs. Dieser hat auch nach unseren gemeinsamen Aufnahmen die Zeichnungen Abb. 5 und 6 für den Zinkstock hergestellt, die für das Textbild Abb. 7 Gymnasiast Gündel. Die photographische Aufnahme für die Tafel VII unten wird Professor Hamann verdankt, ebenso mehrere andere, die für den II. Teil zurückgestellt werden mußten; die übrigen rühren von den Berufsphotographen Mauß (Marburg) und Rapp (Frankfurt) her.

II. Die Ergebnisse der Ausgrabungen.

A. Wohnungen und Gräber der Steinzeit.

1. Kleine Hüttengrube östlich der Frauenberg-Höfe.

Wie oben an mehreren Stellen bemerkt wurde, waren im Herbst 1915 an einer Reihe von Plätzen am Südwestrande des Ebsdorfer Grundes auf dem frisch gepflügten Ackerlande besonders nach Regengüssen dunklere Flecke erkannt worden, wie sie in der Wetterau das Vorhandensein neolithischer Wohngruben und Gräber anzuzeigen pflegen. Daß sie meist weit undeutlicher als dort hervortraten und ungeübten Augen völlig entgingen, hatte seinen Grund darin, daß in den untersuchten Gemarkungen nicht, wie es in der Wetterau, besonders auf größern Gütern und sehr eingreifend nach den großen Kaisermanövern des Jahres 1 97 der Fall gewesen war, der Dampfpflug gewirkt hatte, der die Erdschichten, die seit Jahrtausenden unberührt unter der Humusdecke geruht hatten, an die Oberfläche brachte. Immerhin waren auch im Ebsdorfer Grunde, wohl wegen der in neuerer Zeit überall verbreiteten Gepflogenheit tiefer als früher zu pflügen, Schollen des „gewachsenen Bodens“ und mit ihnen Bestandteile der mit dunkel gefärbter Erde gefüllten „Wohngruben“ samt charakteristischen Scherben und vereinzelt Geräten aus Ton und Bein an die Oberfläche gekommen, die dem an diese Erscheinungen gewöhnten Forscher das Vorhandensein alten Anbaus verrieten. Leider waren die Scherben an allen Stellen größtenteils unverziert; wo dies aber nicht der Fall war, wiesen die meist unbedeutenden Ornamentreste auf die der Wetterau wie den Fundstellen in Niederhessen, Süd-Hannover und Thüringen eigentüm-

Kgl. Forst Marburg

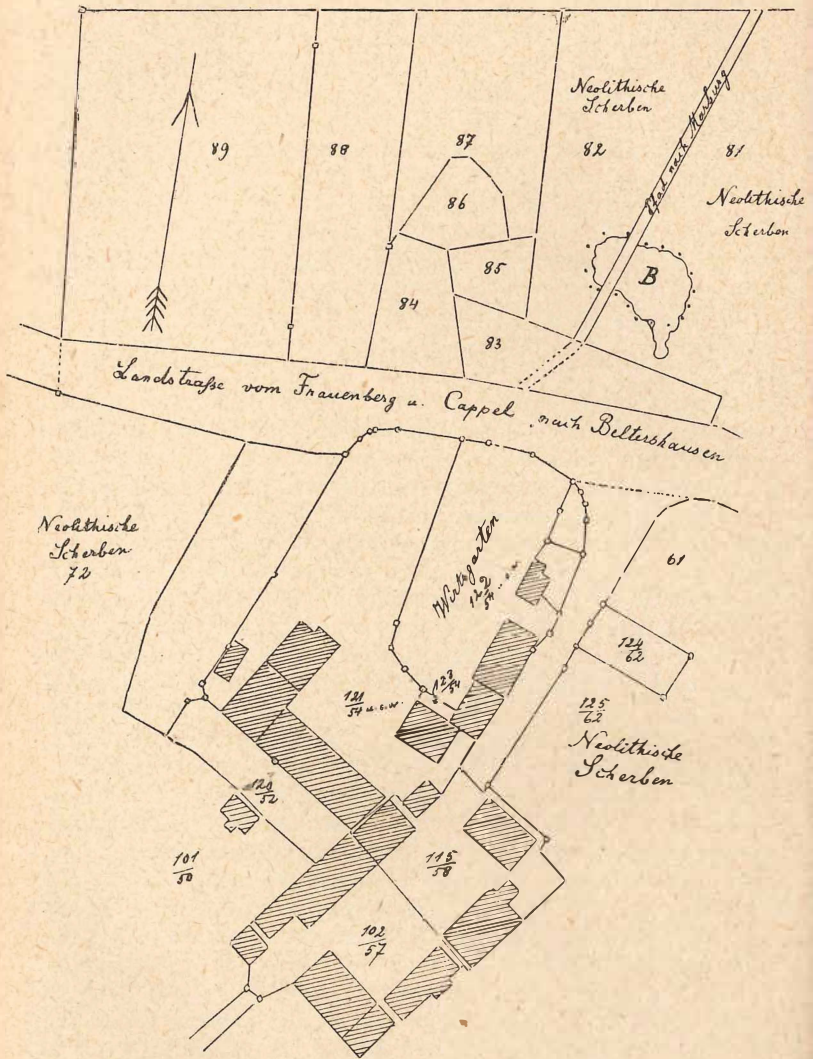


Abb. 2. Lageplan der Frauenberg-Höfe.

furt a. M.) aufgedeckten kreisrunden Wohngrube ¹⁾). Ebenso wie dort Brandgräber nicht nur neben den Hütten, sondern auch unter dem Boden, besonders größerer Wohngruben aufgedeckt worden waren, fand sich hier ein solches, welches hinsichtlich seiner Form völlig den bei Frankfurt und Hanau aufgedeckten ähnlich war und auch die in manchen der letzteren als Beigaben vorkommenden spinnwirtelförmigen rohen Tonperlen (hier sechs) enthielt, zwischen den beiden am weitesten von einander abstehenden Pfostenlöchern, wo man aus diesem Grunde trotz der Lage nach S. W. den Eingang annehmen mußte, gleichfalls in den gewachsenen Boden eingetieft. Den in der Süd-wetterau gemachten Beobachtungen entsprach es auch, daß innerhalb der Hütte neben der Herdgrube noch zwei Anhänger aus Knochen, der eine in Gestalt einer Perle, der andere ein trapezförmiges Plättchen mit Durchbohrung zum Anhängen an der schmalen Seite, gefunden wurden. (Tafel VIII, 3. Reihe in der Mitte und rechts). Wegen dieser Fundstücke und der in und besonders in der Umgebung der Hütte zu Tage gekommenen Gefäßscherben, besonders aber auch mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Grube selbst, mußte diese der Spiralbandkeramik zugewiesen werden, der auch die Praunheimer Gruben nach den dort reichlicher erhaltenen keramischen Resten angehört haben ²⁾).

Über die Frage, ob die in neolithischen Hütten (es handelte sich damals um Ansiedelungen der s. g. Pfahlbauten-Kultur auf dem Michelsberg bei Unter-Grombach) gefundenen Leichen von Bewohnern dieser

¹⁾ Vgl. Hendschels Luginsland, Heft 41 S. 18. Die Bemerkung über das Pfostenloch in der Mitte ist nach dem am Frauenberg gemachten Beobachtungen zu ergänzen.

²⁾ Über die Brandgräber der südlichen Wetterau und die mit ihnen verbunden vorkommenden Arten der Bandkeramik habe ich ausführlich gehandelt in dem Aufsätze „Neolithische Brandgräber in der Umgebung von Hanau“. Prähist. Zeitschrift III 1911 S. 1 ff. Ergänzende Berichte über gleichartige Funde in der Umgebung von Frankfurt sind in der Vierteljahrschrift „Altfrankfurt“ I 1909 S. 22 ff. und S. 105 ff., II 1910 S. 117 ff., III 1911 S. 112 ff., IV 1912 S. 22 ff. erschienen. Vgl. auch G. Wolff, Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1913 S. 1 ff. besonders S. 123 ff. Ferner G. W., Frankfurt a. M. und seine Umgebung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1913 S. 13 ff. mit Abbildungen). Über die kleine Wohngrube vom Frauenberg ist vorläufiger Bericht erstattet in der Germania (Korrespondenzblatt der Römisch-Germanischen Kommission des Kais. Arch. Instituts) I 1917 S. 19 ff.

Hütten selbst oder späteren Ansiedlern bestattet seien, ist auf der XXVII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speyer 1896 verhandelt worden. Damals äußerte sich darüber R. Virchow (Korrespondenzblatt für Anthropologie etc. XXVII 1896 Nr. 1 S. 133 f.) folgendermaßen: „Die Gewohnheit, die Toten in ihren Hütten zu bestatten, schließt ein, daß die Hütten nachher verlassen, nicht mehr weiter bewohnt, sondern verschlossen werden und so verbleiben bis zu einem gewissen Termin, wo die Knochen wieder ausgegraben und in anderer Weise verwendet werden. Es ist keine definitive Bestattung, sondern nur ein temporärer Akt“. Die Annahme des großen Anthropologen beruhte wohl auf der ihm bekannten Analogie der Erscheinung bei primitiven Völkern neuerer Zeit, auf die auch der Fragsteller Geh. R. E. Wagner hingewiesen hatte. Inzwischen hat u. a. R. Forrer die Bestattung unverbrannter Leichen unter dem Boden neolithischer Hütten im Elsaß nachgewiesen, und zwar unter Umständen, welche Virchows Erklärung auszuschließen scheinen¹⁾.

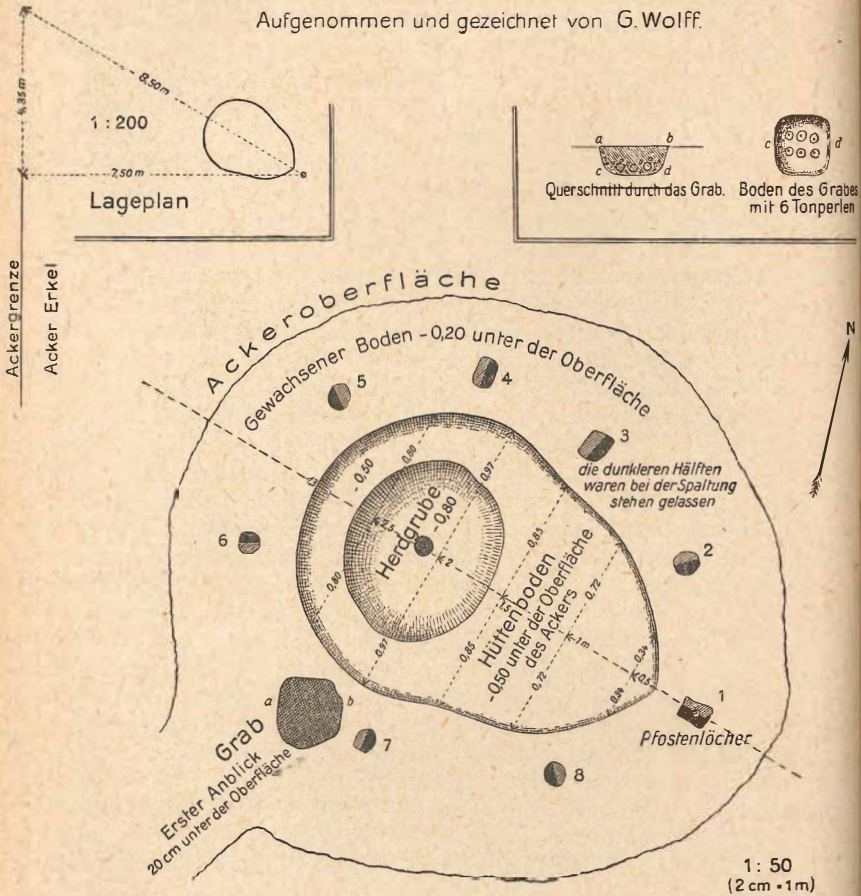
Die inzwischen in der Wetterau und bei Frankfurt an Brandgräbern gemachten Beobachtungen aber sprechen dafür, daß die dortigen Bandkeramiker die Asche ihrer Toten zum Teil unter dem wieder festgestampften Boden ihrer noch von ihnen bewohnten Hütten beigesetzt haben. Vgl. Prähist. Zeitschr. III 1911 S. 7/8 und Altfrankfurt I S. 108 f. (R. Welcker). Dasselbe gilt von der Überlieferung, daß die Bewohner Griechenlands in vorgeschichtlicher Zeit ihre Toten unter der Schwelle bzw. unter dem Estrich ihrer Wohnungen beigesetzt hätten, wofür die in Betracht kommenden Stellen antiker Schriftsteller in der Germania I 1917 S. 24 Anm. 2 angeführt sind. Ich bin auf diese Frage schon hier etwas ausführlicher eingegangen, weil es zum Verständnis derselben Erscheinung bei der großen Wohnstätte, die wir im Herbst 1917 aufgedeckt haben, notwendig erschien.

Zur Erklärung der Abbildungen, für welche die Direktion der Römisch-Germanischen Kommission des Kais. Arch. Inst. die für den Bericht in der Germania hergestellten Klischees zur Verfügung gestellt hat, mögen folgende Bemerkungen dienen: Die auf Abb. 3 dargestellten

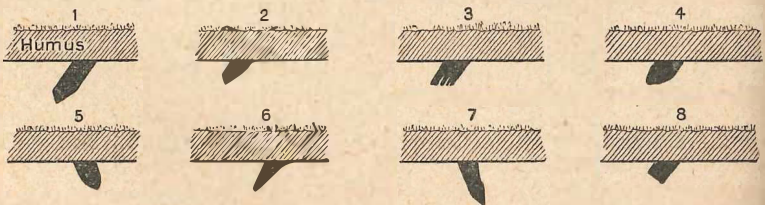
¹⁾ Vgl. Anzeiger für Elsässische Altertumskunde IV 1/2, 1912 S. 250 und 256 ff. (Pfahlbautenkultur), III 4 S. 224 und R. F., Bauernfarmen der Steinzeit 1903 S. 25.

Neolithische Hüttengrube auf Erkel's Acker östlich von den Frauenberger Höfen, aufgedeckt am 8/IX 1916.

Aufgenommen und gezeichnet von G. Wolff.



Vertikalschnitte nach der Spaltung der Pfostenlöcher



mit tiefdunkler Holzerde im braungelben Lehm Boden sich scharf abhebenden Pfostenlöcher ließen, nachdem sie durch Spatenstiche senkrecht gegen die Ränder der Hütte gespalten waren, die schräg gegen einen Punkt über der Mitte der Herdgrube gerichtete Neigung so deutlich erkennen, daß mit Hilfe langer Stangen das Gerippe der Hütte gewissermaßen in natura hergestellt und die beiden Vertikalschnitte Abb. 4 gezeichnet werden konnten. Nach

Profile der Hüttengrube auf Erkel's Acker östlich von den Frauenberger Höfen.

Aufgen. u. gez. v. G. Wolff

1:100 (1 cm = 1 m)

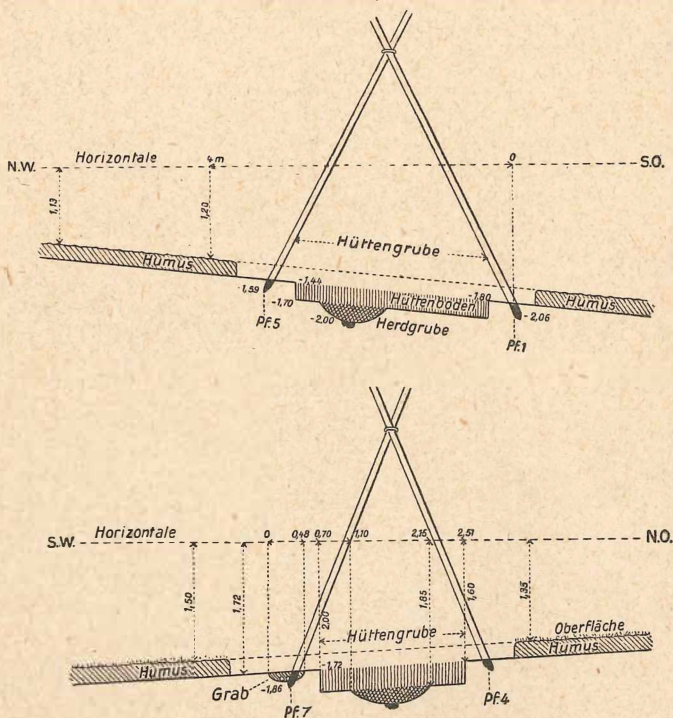


Abb. 4.

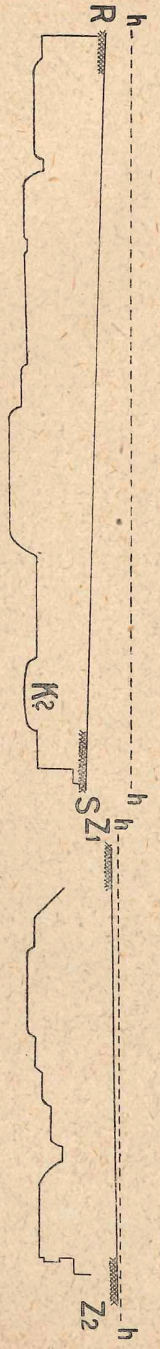
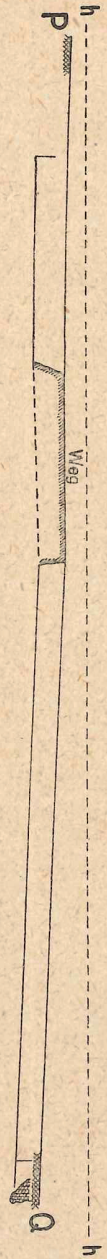
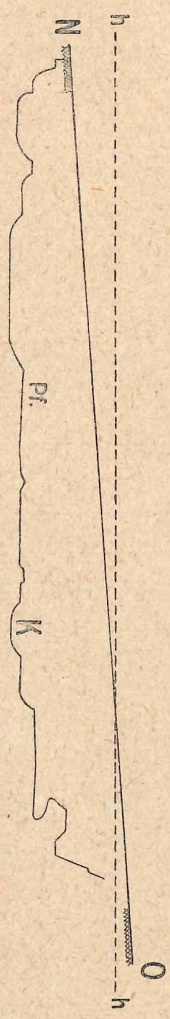
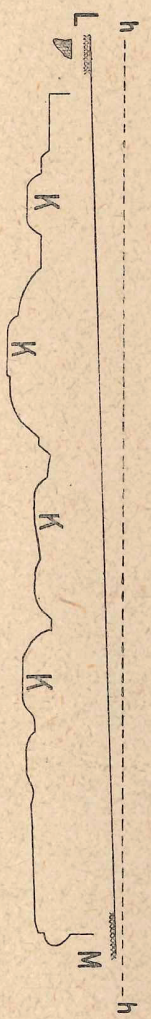
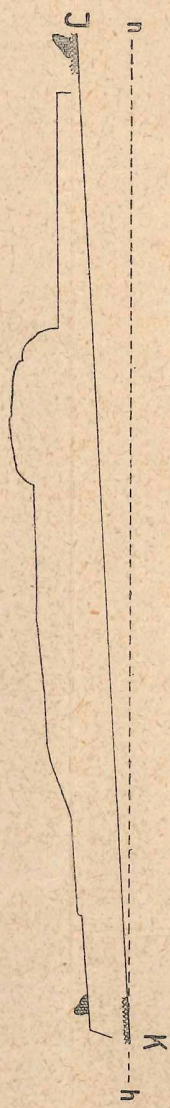
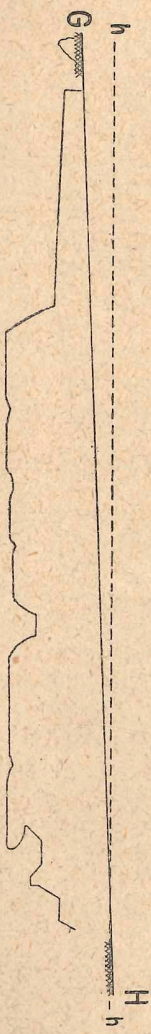
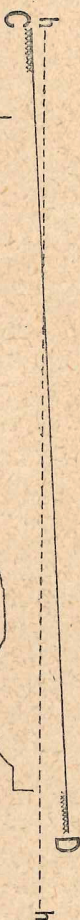
den Abbildungen in der Germania hat dann die Direktion des R. G. Zentralmuseums in Mainz ein Gipsmodell anfertigen lassen. Die während der Ausgrabung durch Prof.

Hamann (Marburg) gemachten photographischen Aufnahmen liegen der Abbildung Taf. VII unten zu Grunde. Sie zeigen die Pfostenlöcher in dem Zustande, in dem sie nach der Spaltung erschienen, werden aber auch erkennen lassen, wie deutlich sie, nachdem die Humusschicht in einem schmalen Streifen um den Rand der Hüttengrube abgeschält war, als dunkle Flecke sich vom gewachsenen Boden abhoben. Die Form der dunklen Füllung der Löcher zeigte, daß die für die Pfosten oder vielmehr Sparren — denn um bis zum Boden reichende Dächer ohne senkrechte Wände handelte es sich in allen mir durch eigene Anschauung bekannten Wohnstätten dieser Kulturperiode — verwendeten etwa 15—20 cm starken Stämme, roh zugehauen und unten etwas zugespitzt, in die wohl vorher teilweise ausgehobenen Löcher so getrieben waren, daß sie diese dann ohne eingestampfte Erde ganz ausfüllten. Für dieses Vorgehen war wohl der an dem Loche unter der Herdgrube erkennbare vertikale Kletter- und Stützpfeiler nötig gewesen, der, nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, wieder abgehauen werden konnte.

2. Grosse Wohnstätte nördlich der Höfe.

Im Gegensatze zu der eben beschriebenen Hütte war die im folgenden Jahre 250 m von ihr entfernt vor der nördlichen Seite der Höfe aufgefundene Wohngrube eine der größten, die bisher bekannt geworden sind. Sie stand in Ausdehnung wie im Verhältnis der Länge zur Breite den im Jahre 1913 von W. Bremer bei Eberstadt im darmstädtischen Oberhessen ausgegrabenen Wohnstätten nahe, mit denen sie auch hinsichtlich der in ihr, wenn auch weit weniger zahlreich, gefundenen keramischen Reste verwandt war. Sie lag kaum 5 Minuten entfernt vom Gasthaus Seebode, unmittelbar vor dem Eingange zur Brunetschen Gartenwirtschaft, zu beiden Seiten des Touristenweges von und nach Marburg. (Vgl. Lageplan Abb. 2 B.) Das hatte freilich den Nachteil, daß der Besuch der Ausgrabungsstätte nicht nur den berufenen Kreisen der Marburger Historiker und Geschichtsfreunde, sondern auch zahlreichen Zaungästen sehr bequem gemacht wurde. Die Stelle war deshalb gewählt, weil im vorhergehenden Jahre auf dem östlich vom Pfade gelegenen Teile des wiederum Erkel gehörigen Grundstückes in frisch aufgeworfenen Schollen neolithische Scherben gefunden waren. Aus dem

A h h Erdoberfläche
B h (Horizontale durch den O-Punkt)



0 1 2 3 4 5 m

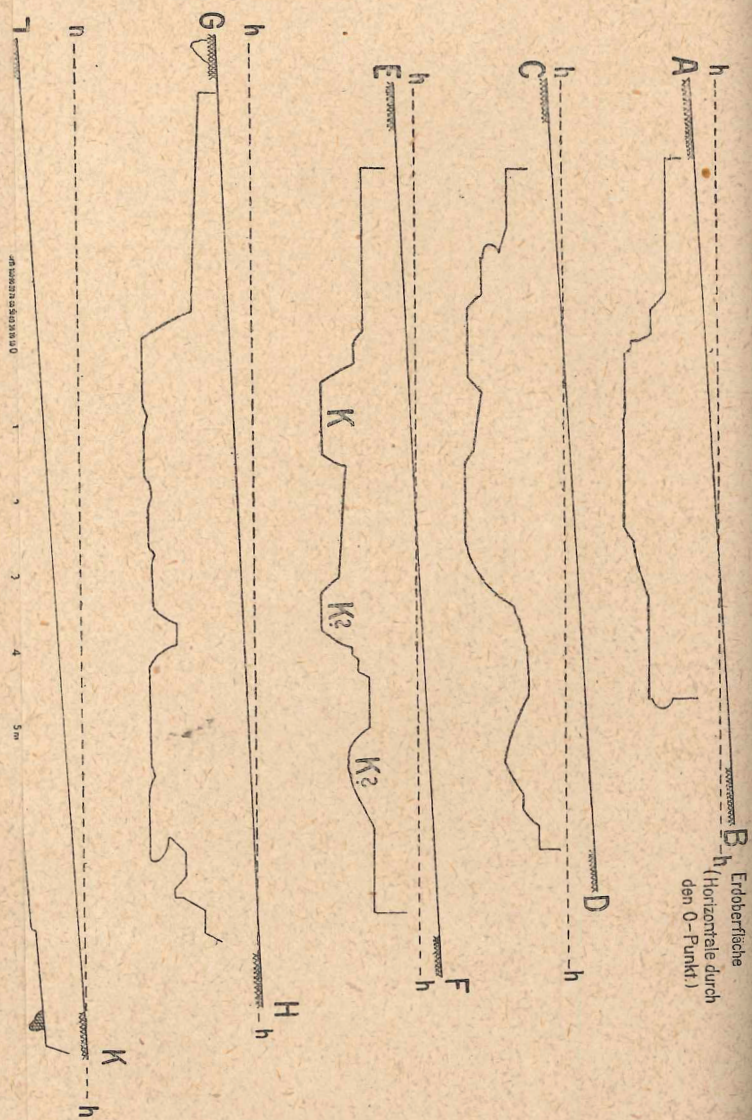


Abb. 6. Querschnitte durch die große neolithische Wohnstätte (Abb. 5).

Inhalte der angelegten Bohrlöcher und Versuchsgräben erkannten wir bald, daß wir uns im Innern einer vorgeschichtlichen Wohngrube befanden, die sich nach Westen über den erwähnten 2 m breiten Pfad hinauserstreckte, was eine Absperrung der Ausschachtungen an beiden Seiten nötig machte (vgl. Abb. 5).

In dem durchschnittlich 50 cm unter der nach N. geneigten Oberfläche liegenden Hüttenboden waren die in bandkeramischen Wohngruben üblichen runden, ovalen und nierenförmigen Vertiefungen mit teils muldenförmigem, teils flachem Boden noch bis 1 m und tiefer eingeschnitten (vgl. die Profile Abb. 6). Die harte bräunlich gesprenkelte Füllung ließ sich mit genügender Sicherheit von dem gelblichen lößartigen Lehm unterscheiden. Durch reichliche Aschen- und Kohlenreste hoben sich dunkel von der übrigen Masse die Herd- und Küchengruben ab, die auch durch zerbrochene Mühlsteine und Reibsteine, sowie durch zermürbte Tierknochen und Zähne, besonders von Rindern, erkennbar waren. An diesen Stellen kamen auch Brocken gebrannten Hüttenlehms vor, offenbar, wie es auch anderwärts vielfach beobachtet worden ist, infolge der Nähe der Außenwand am Herdfeuer, nicht infolge einer allgemeinen Brandkatastrophe. Die Tatsache, daß die Hütte von ihren Bewohnern verlassen worden war, erklärt auch die verhältnismäßig geringe Zahl und Größe der Scherben. Die gefundenen gehören mit einer einzigen Ausnahme der stichverzierten Gruppe der Bandkeramik an. Darauf, wie auf dem damit zusammenhängenden Verhältnis der Länge unserer Grube zur Breite beruht ihre besondere Stellung innerhalb der großen Zahl der bisher angeschnittenen oder nur festgestellten Wohnstätten, die wir nach den gefundenen Scherben sämtlich oder meist der Spiralbandkultur in ihrer wetterauischen Erscheinungsform zuweisen mußten. Eben darauf beruht auch die hervorragende Bedeutung ihrer Auffindung. Um das verständlich zu machen, müssen wir der weiteren Darstellung unserer Ausgrabungsergebnisse einige allgemeine Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand der Forschung bezüglich der beiden angedeuteten Fragen über die chronologische Entwicklung der Keramik und des Hausbaues in der neolithischen Periode vorausschicken ¹⁾.

¹⁾ Die Behandlung dieser allgemeinwissenschaftlichen Fragen an dieser Stelle rechtfertigt sich wohl durch den Umstand, daß vielen Lesern der „Zeitschrift“ diese Dinge, entsprechend dem Stande der

Über das zeitliche Verhältnis der beiden Hauptstufen der Bandkeramik, den Rössen-Großgartacher und den Spiralband-Stil, ist im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ebenso lebhaft zwischen zwei verdienten Forschern gestritten worden wie über die Form der Wohnungen ihrer Vertreter. Während K. Koehl, der in der Wormser Festschrift vom Jahre 1903 noch aus stilkritischen Gründen die Spiralbandkeramik der Rössen-Niersteiner Gruppe hatte vorausgehen lassen, seit 1907 infolge „stratigraphischer“ Beobachtungen sie ganz ans Ende der bandkeramischen Kultur gesetzt und diesen Standpunkt auf Versammlungen und in Zeitschriften wiederholt vertreten hat¹⁾, verfocht A. Schliz auf der Straßburger Anthropologenversammlung und seitdem wiederholt für sein Forschungsgebiet, das Neckarland, den entgegengesetzten Standpunkt, daß nämlich die Rössener Kultur den Schluß der Bandkeramik bilde, und daß der Rössener Stil als Eindringling auf dem Mainwege aus Mitteldeutschland anzusehen sei, während die andere Form der Stichbandkeramik, der Großgartacher Stil, gleichzeitig mit der

neolithischen Forschung im ehemaligen Kurhessen, noch weniger bekannt sein dürften. Zahlreiche Abbildungen von Gefäßen der beiden in Betracht kommenden Unterarten der neolithischen Keramik findet man in den unten angeführten Veröffentlichungen von Koehl und Schliz, besonders in der Wormser Festschrift von 1903 und in der Prähist. Zeitschr. II 1910 S. 105 ff. Was die bereits mehrfach von mir angewendete Bezeichnung Wetterau-Keramik betrifft, so sei hier zur Erläuterung folgendes bemerkt. Zuerst in Rüdighcim bei Hanau war mir eine gewisse Mischung der Formen und Ornamente der reinen Spiralband- und der Rössener Keramik aufgefallen, die ich dann, wie bereits oben angedeutet worden ist, allmählich als charakteristisch für den größten Teil der bandkeramischen Funde vom Mittelmain, der Wetterau wie von Niederhessen und Südhannover einerseits, Thüringen andererseits erkannte. Ich erklärte sie mir durch zwei auf dem alten Völkerwege von der Elbe und Weser nach dem Mittelrhein sich kreuzende Völker- oder Kulturströmungen. Vgl. Prähist. Zeitschr. III 1911 S. 40 ff., bes. S. 40 Anm. 2 und Hendschels Luginsland, Heft 41 S. 23 nebst den Abbildungen S. 21 und 22. Wir werden weiter unten sehen, daß auch eine andere Erklärung möglich ist, nämlich daß die Berührung und Mischung sich durch zeitlich auf einanderfolgende Bewegungen in derselben Richtung von Nordosten nach Südwesten vollzog.

¹⁾ Vgl. Protokoll der Generalversammlung des Gesamtvereins in Mannheim 1907 S. 65/66; Protokoll der Generalv. in Worms 1909 S. 101; Mannus IV 1912 S. 49 ff. und VI 1914 S. 53 f. Ihm hat sich — wiederum aus stilkritischen Gründen — W. Bremer angeschlossen. Vgl. Prot. der Hauptvers. des südwestd. Verb. in Würzburg 1912 S. 52 und Prot. der Tagung beider Verbände in Göttingen 1913 S. 13 sowie Prähist. Zeitschr. V 1913 S. 366 ff.

Linearbandkeramik sich früher bodenständig im Neckargebiete entwickelt habe¹⁾. Mit dem unklaren Ausdruck „auf dem Mainwege“ meinte er wohl den alten Völkerweg von der Elbe und Weser durch die Wetterau nach dem Untermain und weiter nach Südwesten. Dann dürfte er hinsichtlich der Einwirkung des Rössener Stils auf die süddeutsche Keramik recht gehabt haben²⁾. Hinsichtlich der zeitlichen Ansetzung wie der Charakteristik des Großgartacher Stils hat er wenig Beifall gefunden, ebenso wenig in der fundamentalen und ausschließenden Gegenüberstellung von Rössener und Großgartacher Keramik und in der Einteilung der letzteren in 5, der ersteren in 9 (vorläufige) Unterstile, die er je nach der damals bestehenden Fundstatistik als Rössen-Altmark und Harz, Rössen-Untermain-Nierstein etc. und Großgartach-Unterelsaß, Großgartach-Untermain usw. bezeichnete³⁾. Gegenüber dieser allzuweitgehenden Differenzierung, der je nach der Auffindung neuer Fundorte oder der weiteren Ausbeutung bereits bekannter noch weitere Unterscheidungen oder Zusammenfassungen folgen mußten⁴⁾, sind die meisten Forscher bei der bloßen Zweiteilung geblieben oder zu der alten Zusammenfassung als stichverzierte Gruppe der Bandkeramik zurückgekehrt, wenn sie nicht ihrer Ansicht über die nahe Verwandtschaft der beiden Gruppen durch die Bezeichnung „Rössen-Großgartacher Keramik“ Ausdruck verliehen haben, um beide u. a. von der „Hinkelsteingruppe“ der Bandkeramik zu unterscheiden⁵⁾. Daß alle diese Gruppen mit einander und mit der Spiralbandkeramik zu einer Kultur, der Bandkeramik, zusammengehören, diese Überzeugung hat sich immer mehr Bahn gebrochen. Sie wird dadurch bestätigt, daß die Vertreter aller dieser Gruppen, wie sie durch ihre Hinterlassenschaft und die Wahl ihrer Wohnsitze als ansässige Ackerbauer charakterisiert werden,

¹⁾ Vgl. Korrespondenzbl. der Gesellsch. für Anthropologie etc. XXXVIII 1907 S. 164.

²⁾ Über die Verbreitung der stichverzierten Keramik, die er unter dem Namen „Rössener Stil“ zusammenfaßt, von der Saalegegend nach dem Rhein, hat sich neuerdings auch M. Hoernes in der zweiten Auflage seiner Urgeschichte der bildenden Kunst 1915 vorsichtig, aber, wie es scheint, im wesentlichen Schluß zustimmend ausgesprochen.

³⁾ Vgl. A. S., Die Systeme der Stichverzierung und des Linienornaments innerhalb der Bandkeramik. Präh. Zeitschr. II 2/3 1910 S. 105 ff.

⁴⁾ Vgl. darüber M. Höernes a. a. O. S. 282.

⁵⁾ So u. a. M. Verworn, Korrespondenzbl. der d. Ges. für Anthropologie etc. XLI Nr. 1/3 1910 S. 6.

so auch bei allen regionalen Verschiedenheiten innerhalb derselben Landschaften weitgehende Übereinstimmung in der Einrichtung ihrer Wohnstätten und besonders in der Beschaffenheit ihrer Gebrauchsgegenstände zeigen.

Was aber die zeitliche Ansetzung der einzelnen bandkeramischen Stile betrifft, so hat Koehl, nachdem er auch bei Worms die in der Wetterau wie am Oberrhein, in Niederhessen, Thüringen und Süd-Hannover, jetzt auch in Oberhessen nachgewiesene Stufe der Linearkeramik gefunden hatte, die eine Beeinflussung durch die Stichkeramik deutlich erkennen läßt, die Behauptung, daß die verschiedenen Gruppen der Bandkeramik zeitlich völlig auseinanderfallende Kulturen vertreten, nicht aufrecht erhalten¹⁾. Damit war auch eine Verständigung über die Zeitfolge der einzelnen Stufen möglich. Man muß nur zugestehen, daß die teilweise gleichzeitig bestehenden Stile in verschiedenen Landschaften sich in verschiedenen Reihenfolgen abgelöst haben können, was an und für sich nahe liegt, mag man nun diese Ablösungen auf Völkerverschiebungen oder Kulturbeeinflussungen zurückführen. Denn solche Verschiebungen und Beeinflussungen pflegen sich in langen Zeiträumen mit wellenförmig vorwärtsströmenden Bewegungen und Zurückstauungen zu vollziehen²⁾.

Auf diesen Standpunkt stellt sich auch einer der berufensten Beurteiler dieser Fragen, K. Schumacher, wenn er in seinem für längere Zeit Richtung gebenden Aufsätze über „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland“ im VIII. Berichte der R. G. K., des Arch. Inst. 1913—1915 (herausgegeben 1917) S. 59 einerseits Koehls Ergebnisse für dessen Forschungsgebiet rückhaltlos anerkennt, andererseits aber betont, daß „diese

¹⁾ Vgl. Mannus IV 1912 S. 49 ff., bes. S. 50 Anm. 1 und VI 1914 S. 53 ff. Dazu auch Schuchhardts Bemerkungen zu Koehls Ausführungen auf der Wormser Tagung des südwestdeutschen Verbandes 1909 in der Prähist. Zeitschr. I S. 266 f. G. Kossinnas Ausführungen über die Entwicklung der Stichkeramik, die er in nordsüdlicher Richtung von Westhannover und vom Münsterland aus über das darmstädtische Oberhessen (Eberstadt) und die Wetterau (Friedberg) nach Nierstein und Heidelberg einerseits, Großgartach andererseits verfolgt, setzen ebenfalls eine Berührung mit der Hinkelsteiner Bandkeramik und der donauländischen Spiralbandkeramik voraus, die er als „die jüngste Stufe der rein südindogermanischen Kultur“ ansieht. Vgl. Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. II. Aufl. 1914 (Mannus-Bibliothek Nr. 9) S. 33 ff., bes. S. 35 und 38/39.

²⁾ Vgl. Prähist. Zeitschr. III 1/2 S. 43, II 2/3 S. 142, V 3/4 S. 435.

Beobachtungen zunächst natürlich nur für Rheinhessen, bzw. das mittlere Rheinland gültig sind“ und die Forderung aufstellt, daß „sie an möglichst vielen Orten Deutschlands nachgeprüft werden sollten“. Sehen wir nun zu, wie sich zu dieser Auffassung die in den für unsere Frage wichtigsten Landstrichen gemachten Beobachtungen verhalten.

Für das Elsaß hat sich R. Forrer Koehls Ansicht angeschlossen, zuletzt in einem auf der Würzburger Tagung des südwestdeutschen Verbandes für r. g. Altertumsforschung 1912 (Prot. S. 10 ff.) gehaltenen Vortrage.

Für Ostdeutschland wird dagegen das höhere Alter der Bandkeramik im engeren Sinne gegenüber der Stichkeramik ziemlich allgemein von den Spezialforschern angenommen, so für das der Urheimat des Spiral-Mäander-Stils an der mittleren Donau am nächsten gelegene Schlesien von H. Seger in „Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild“ N. F. VII 1916 S. 86¹⁾. Für Thüringen hatte dasselbe Verhältnis der Bandkeramik gegenüber der „Rössener Gruppe“ A. Götze bereits 1900 angenommen in der Zeitschr. für Ethnologie etc. XXXII. Jahrg. IV S. (259) ff. und (251) ff.

Von den auf rechtsrheinischem Gebiete tätigen Forschern ist für das höhere Alter der Rössen-Großgartacher Keramik neuerdings W. Bremer in seiner Bearbeitung der Eberstadter Funde (Prähist. Zeitschr. V 1913 S. 366 ff.) aus stilkritischen Gründen eingetreten. Doch macht auch er die Gültigkeit der Koehlschen Feststellungen für andere Landstriche von ihrer Bestätigung „durch andere gleiche Funde“ und von der Zusammenstimmung der Bodenbeobachtungen mit der stilistischen Betrachtung abhängig. In einem Punkte ist Bremer ein Irrtum untergelaufen, nicht in der erwähnten Abhandlung, sondern in einem auf der Würzburger Tagung des südwestdeutschen Verbandes vom Jahre 1912 erstatteten Berichte über seine Eberstadter Grabungen. Dort hat er nach dem Protokoll S. 52 gesagt: „Wie weit diese (von Koehl beobachteten) Überschneidungen (von Gruben der verschiedenen bandkeramischen Kulturen) auch für andere südwestdeutsche Gebiete Gültigkeit haben, können erst weitere derartige Funde, die bei genauen Beobachtungen kaum ausbleiben

¹⁾ Vgl. dazu K. Schumacher, Prähist. Zeitschr. VII S. 228 und Wiener Prähist. Zeitschr. III 1916 S. 126.

werden, zeigen; daß sie aber für ein geographisch so eng begrenztes Gebiet wie das hessische Rheintal und das untere Maintal mit der Wetterau, das uns hier gerade interessiert, gelten, kann schlechthin nicht bestritten werden“. Gegen diesen Satz würde ich, wenn ich der Versammlung beigewohnt hätte, entschieden Verwahrung eingelegt haben. Denn in der Wetterau und im unteren Maintal waren bis dahin überhaupt noch keine Überschneidungen festgestellt worden. Bezüglich des zeitlichen Verhältnisses zwischen den dort aufgedeckten Gräbern aus beiden Stufen der Bandkeramik aber hatte ich in der zusammenfassenden Bearbeitung der bis 1911 in der Umgebung von Hanau und Frankfurt gemachten Funde meine Ansicht über die Priorität der Spiral-Mäander-Kultur für die dortige Gegend wiederholt sehr bestimmt ausgesprochen. Vgl. Prähistorische Zeitschrift III 1911 S. 32 und S. 43–45. Daß diese Überzeugung, die sich bei den Untersuchungen der folgenden Jahre nur befestigt hat, auch für Oberhessen gilt, hat der neue Fund auf dem Frauenberge, wie wir sehen werden, bestätigt.

Man könnte geneigt sein, die Verschiedenheit der Erscheinungen diesseits und jenseits des Mittel- und Oberrheins darauf zurückzuführen, daß das linke Rheinufer von seiner linearbandkeramischen Bevölkerung erst verhältnismäßig spät besiedelt worden sei, und daß diese Neolithiker auf einem anderen Wege, die Donau aufwärts und nach Überschreitung des Oberrheins auf dessen linkem Ufer abwärts, gewandert¹⁾ und dabei auf die bereits vorher von Norden her gekommenen Stichkeramiker getroffen seien, während die ausgedehnte Besiedelung der Lehm- und Lößlandschaften von Thüringen und Südhannover bis zum Unterrhein durch die Linearbandkeramiker schon weit früher stattgefunden habe, sodaß diese von den ihnen auf demselben Wege folgenden Trägern der Rössen-Groß-

¹⁾ Dazu würde eine Bemerkung von C. Rademacher in seinem Beitrage über „neue neolithische Funde aus den Rheinlanden im prähistorischen Museum Cöln“ zu den *Opuscula Archaeologica* Oscaro Montelio septuagenario dicata 1913 S. 43 gut stimmen. Er sagt zur Erklärung des freilich noch vereinzelt Vorkommens bandkeramischer Funde des Plaidter und Kretzer Typus (mit Körperbestattung) am Niederrhein: „Ein bandkeramischer Zug dringt von der Donau her an den Rhein, wendet sich stromabwärts zum Mittel- und Unterrhein bis nach Brabant“. Bei der Lage der im Elsaß wie am Mittel- und Unterrhein in Betracht kommenden Fundstätten setzt dies eine Überschreitung des Oberrheins voraus.

gartacher Kultur vorgefunden wurden, die bereits in ihren früheren nordöstlichen Sitzen von ihnen kulturell beeinflußt worden waren und sie beeinflußt hatten. Dafür könnte man den wichtigen Unterschied in den Bestattungsformen der links- und rechtsrheinischen Vertreter der Spiralbandkultur anführen¹⁾. Aber dem stehen auf der anderen Seite wieder so große Ähnlichkeiten z. B. in der Form der Geräte und der Wohnungen gegenüber, durch die sich beide Gruppen von den Vertretern derselben Kultur am Neckar nach den Beobachtungen von Schliz unterscheiden, daß ich es vorziehe, auf weitreichende Folgerungen zu verzichten und zunächst die Beschaffung weiteren zuverlässigen Materials in der auch nach Schumachers Urteil (vgl. VIII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des K. A. J. S. 56/57) für die einstige Lösung dieser Fragen in erster Linie in Betracht kommenden, heute noch ungenügend durchforschten Landschaft betreiben zu helfen. Nur auf einen Punkt möchte ich noch kurz eingehen, bevor wir uns der zweiten der oben angedeuteten Kontroversen zuwenden.

Während R. Forrer im Elsaß, übereinstimmend mit Koehls Beobachtungen in Rheinhessen, den Wechsel der beiden Hauptgruppen der Bandkeramik, wie ich glaube, mit Recht auf einen Wechsel der Bevölkerung zurückführt und dem, wie ich weiter unten nachzuweisen gedenke, eine gleiche Völkerverschiebung in umgekehrter Reihenfolge in der Wetterau und in Oberhessen entsprochen haben dürfte, möchte ich das Aufkommen des Wetterautypus der Spiralbandkeramik und seine Ausstrahlung nach dem Rhein und Mittelmain hin nur durch eine kulturelle Beeinflussung seiner Träger durch die der Stichkeramik erklären. Maßgebend ist mir dafür die völlige Übereinstimmung im Grabritus, im Körperschmuck und im Hausbau wie in der Beschaffenheit der Gebrauchsgegenstände bei beiden Stufen der Spiralbandkultur, während wir

¹⁾ Wenn sich herausstellen sollte, daß auch bei Worms die Vertreter der nach Koehl jüngeren Stufe der Spiralbandkeramik (Wetterautypus) ihre Toten verbrannt haben, was immerhin so lange möglich bleibt, als noch keine Gräber mit dieser Keramik gefunden sind, so würde die oben angedeutete Erklärung voraussetzen, daß erst in verhältnismäßig später Zeit ein Vorstoß rechtsrheinischer Neolithiker über den Strom bei Worms und Bingen (Sarmsheim) stattgefunden habe, in der Verlängerung der Richtung, in der sich nach unserer Annahme auf rechtsrheinischem Gebiete die Vermischung der verschiedenen bandkeramischen Kulturen zum Wetterautypus vollzogen hatte.

zwischen den Vertretern der letzteren und des Rössener Stils bei sonst ebenfalls großer Verwandtschaft der Hinterlassenschaft doch charakteristische Unterschiede in der Hüttenform finden.

Wir sind damit auf das Gebiet gekommen, auf dem sich in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Ansichten von Schliz und Koehl ebenso schroff gegenübergestellt haben wie hinsichtlich der Zeitfolge beider Stufen der Bandkeramik. Es handelt sich, um es kurz auszudrücken, um die Frage, ob die Menschen der bandkeramischen Kultur in Rechteckshäusern mit senkrechten Wänden gewohnt haben oder in Dachhäusern ohne solche Wände mit ganz unregelmäßigen Grundrissen und ebenso unregelmäßigen Profilen ihrer in den Boden vertieften Bestandteile, wie sie Koehl in Rheinhessen sowohl mit „Spiral-Mäander“- als mit „Rössen-Niersteiner Keramik“ gefunden hatte, und wie sie auch am Main und in der Wetterau die Regel bilden.

Auch Schliz hatte „solche Gruben mit schwer erkennbaren Umrissen im Neckarlande reichlich“ gefunden, aber „auf ihre Wiedergabe verzichtet, weil aus ihnen keine Bereicherung unserer Kenntnisse des damaligen Wohnungswesens hervorzugehen schien“. Vgl. Anthropologisches Korrespondenzbl. XLIII 7/12 1912 S. 136/137. Sep. Abdr. S. 1/2. Den Versuch, diese Art von Wohngruben als Viehställe oder als Anhäufungen von Abfallgruben zu erklären und nur die „Rechteckshäuser“ als menschliche Wohnungen anzuerkennen, habe ich auf der Göttinger Tagung der beiden Westdeutschen Verbände im Frühjahr 1913 unter Hinweisung auf die von mir und Koehl vorgelegten Grundrisse und Profile wie auf den gewöhnlichen Inhalt der unregelmäßigen Gruben entschieden abgelehnt. Vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der d. Gesch. und Altertumsv. 1913 Sp. 336 ff. u. Sep. Abdr. S. 24 ff. Bei derselben Gelegenheit hat Koehl die von Schliz besonders in der Festschrift zur 42. Anthropologenversammlung in Heilbronn 1911 veröffentlichten Grundrisse und Profile der Großgartacher „Rechteckshäuser“ einer sehr scharfen Kritik unterzogen (a. a. O. S. 14 ff.), die ihm erleichtert wurde durch die schematische Art der Darstellung, bei der die Grundrisse geometrischen Figuren glichen, in denen — abgesehen von den kreisrunden Herd- und Kochgruben — die gebogene Linie ebenso konsequent vermieden zu sein schien wie in den Wohn-

gruben Rheinhessens, der Wetterau und der Gegend von Göttingen, neuerdings auch des Neckarlandes bei Heidelberg (vgl. Röm.-Germ. Korresp. IX 1914, 1 S. 10), die gerade Linie.

Nun haben sich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges auch an anderen Orten teils nördlich, teils südlich von dem durch die erwähnten Wohngruben charakterisierten Gebiete und innerhalb desselben bei Sarmstheim — hier neben unregelmäßigen Gruben — eine Reihe neolithischer Wohnstätten von meist allerdings nur annähernd rechteckigem Grundriß gefunden. Ein Teil von ihnen gehört nach den in ihnen vorkommenden keramischen Resten einer anderen Stufe der Neolithik an, könnte also durch die Annahme eines allmählichen Überganges von primitiveren Lebensgewohnheiten zu weiter fortgeschrittenen erklärt werden. So die von G. Bersu untersuchten Häuser mit „Pfahlbautenkeramik“ auf dem Goldberg (Oberamt Neresheim in Württemberg). Vgl. G. B., Beiträge zur Kenntnis des steinzeitlichen Wohnungsbaus 1912 in der Festschrift der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912 S. 41 ff. und Prot. der Würzburger Tagung des s. w. Verb. 1912 S. 41 (Sep. Abdr.). Vgl. auch die von Lehner in dem Bonner Jahrb. 124 S. 126 erwähnten in der Gegend von Mayen. Immerhin bliebe noch eine Anzahl von Wohnstätten mit rechteckigem Grundriß übrig, die durch die in ihnen gefundenen Gegenstände der bandkeramischen Gruppe zugewiesen werden. Wo dabei vor dem Jahre 1912 Pfostenlöcher nachgewiesen waren, nahm man senkrechte Wände an und dachte sich die Wohnstätten als primitive Giebelhäuser mit Lehmfachwerk. Von größter Bedeutung für die Lösung der Kontroverse Schliz-Koehl schien im Jahre 1911 die Auffindung eines Hauses mit bandkeramischem Inhalt in Lißdorf bei Naumburg a. S. zu sein, welches nach Schuchhardts Beschreibung um „eine ganze Gruppe von unregelmäßigen Gruben einen ganz regelmäßigen Rahmen von Pfostenlöchern“ zeigte. Vgl. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akad. der W. 1913 XXXVII (Sitzung der phil. hist. Kl. vom 17. Juli S. 749) und Prähist. Zeitschr. VI 1914 3/4 Tafel 9 und Abb. 2 u. 3. Zwar bildet der Rahmen von Pfostenlöchern nach der Zeichnung a. a. O. S. 752 Fig. 18 a keineswegs ein regelmäßiges Rechteck; er schmiegt sich vielmehr an einer Langseite an die unregelmäßige nördliche Umgrenzung der den wetterauischen und rheinhessischen Gruben völlig entsprechenden Vertiefungen an;

aber die Absicht, einen möglichst rechteckigen Oberbau herzustellen, ist offensichtlich, und das Ganze macht gerade durch die Abweichungen vom rechteckigen Schema und die naturalistische Wiedergabe der Gruben im Inneren entschieden mehr den Eindruck der Naturwahrheit als die allzu regelmäßigen Formen von Schliz. So hatten wir uns bereits im Jahre 1910 den Oberbau einer der unregelmäßigen Gruben von Rüdigheim an der „hohen Straße“ bei Hanau gedacht, die bei 33 m Länge eine durchschnittliche Breite von 4 m zeigte. Vgl. Prähist. Zeitschr. III 1911 1/2 S. 38 und S. 35 mit Abb. 10. Auch dort waren die Pfostenlöcher „seitwärts der Langseiten gesucht“ und die Vergeblichkeit der Nachforschungen dadurch erklärt worden, daß „die Spuren der Pfostenlöcher der Pflug zerstört“ habe. Hatte doch auf den Gütern der Wetterau, auf welchen die ersten Gruben und Brandgräber gefunden wurden, der Dampfpflug ebenso sehr als Zerstörer gewirkt, wie er durch Aufwühlen der bis dahin von Humus bedeckten Bodenschichten die Entdeckungen ermöglicht hatte. Aber bereits einige Monate nach diesem Erklärungsversuche nötigte die Brutalität der Tatsachen dazu, die Annahme eines rechteckigen Oberbaus wenigstens für einen Teil der wetterauischen Wohngruben aufzugeben. Im Herbst 1912 wurde bei der vom Verfasser gemeinsam mit Dr. C. Woelcke vorgenommenen Untersuchung eines neolithischen Dorfes in und neben der Hilfschen Ringofenziegelei bei Praunheim-Frankfurt a. M. eine Reihe von Wohngruben verschiedener Größe mit Linearbandkeramik aufgedeckt, die an den durchaus unregelmäßigen Rändern entlang in gleichen Abständen von diesen und untereinander von Pfostenlöchern begleitet waren, welche, schräg nach dem Inneren der Gruben gerichtet, nur als die Hauptsparren der ohne senkrechte Wände unmittelbar vom Boden aufgehenden Dächer zu erklären waren. Die Richtung der Pfostenlöcher, die sich durchgängig etwa 60° über den Bodenhorizont erhoben, ließ erkennen, daß der Oberbau der kleineren Gruben mit ovalem oder nierenförmigem Grundriß zeltförmig in eine Spitze ausgelaufen war. Bei einer 16 m langen und 4–7 m breiten Grube aber mußte man wohl einen über dem größten Teil der Längenachse liegenden Firstbalken annehmen, von dessen vertikalen Trägern denn auch sich im Innern der Grube Spuren von Pfostenlöchern fanden. Der Gedanke war nicht abzulehnen, daß auf dieselbe Weise die Konstruktion aller der-

jenigen Gruben der bandkeramischen Kultur zu erklären sei, deren unregelmäßige Grundrisse bisher der Erklärung Schwierigkeiten bereitet hatten¹⁾. Aber keineswegs war damit bewiesen, daß es in dieser Kultur ausschließlich solche Wohngruben gegeben habe. Diese Überzeugung bewog mich, als ich im Frühjahr 1913 auf der erwähnten Versammlung in Göttingen über die Praunheimer Funde berichtete, trotz der auch uns überraschend gekommenen Erscheinung die schroffe Entscheidung für „Rechteckshäuser“ oder „unregelmäßige Wohngruben“ abzulehnen und mich zu dem kurz vorher von M. Hörnes in der Zeitschrift *Scientia* Bd. X Jahr 5 (1911) S. 137 f. ausgesprochenen Satze zu bekennen, daß „runde und viereckige Hütten von jeher, also auch in der jüngeren Steinzeit vorgekommen sein können“, und diesen Satz auch auf die „unregelmäßigen Wohngruben“ auszudehnen. Vgl. Protokoll der Vers. S. 24/25 (S. A.). Ich mußte allerdings hinzufügen, daß „mir in der Wetterau bis dahin nur zwei ganz kleine Gruben mit annähernd rechteckigem Grundriß entgegen getreten“ seien. „Alle übrigen hatten in Übereinstimmung mit den von Koehl am linken Rheinufer, von Bremer in der Nähe von Gießen wie von Verworn und Heiderich in Diemarden bei Göttingen gemachten Beobachtungen völlig unregelmäßige Grundrisse und höchst ungleiche Bodenprofile, bei welchen fast geflissentlich die horizontale Fläche ebenso vermieden zu sein schien wie bei den Umrissen die gerade Linie.“

Bei der Korrektur des Berichtes (Prot. S. 29) konnte ich aber bereits mitteilen, daß im Sommer 1913 „sich in der Hilfschen Ziegelei auch eine kleine vollkommen kreisrunde Grube mit steilen Wänden gefunden habe, die in einem Abstände von 60—70 cm vom Rande von acht schräg nach innen gerichteten Pfostenlöchern umgeben war“. Die Grube lag unmittelbar neben den oben erwähnten unregelmäßigen und enthielt, wie diese, ausschließlich Bandkeramik des Wetterautypus. Eine neue Bestä-

¹⁾ Auf Äußerungen bezüglich dieser Schwierigkeit konnte sich Schliz berufen, wenn er auf dem Weimarer Anthropologenkongreß im August 1912 sagte, ich hätte „für das Maintal zugegeben, daß die dortigen Gruben nur die vertieften Teile von Wohnungen vorstellen, und daß die Form der wahrscheinlich rechteckig konstruierten Hüttenwand durch den Pflug verwischt sei“; auch Professor Verworn lehne es ab, aus der Form dieser Gruben Schlüsse auf die äußere Gestalt der Hüttenwand zu ziehen. Vgl. Korrespondenzblatt für Anthropologie 1911 Nr. 6.

tigung brachte dann im Jahre 1916 die Auffindung der kleinen Grube am Frauenberg, die zwar keinen kreisförmigen, aber einen dem Kreise sehr nahe kommenden ovalen Grundriß hatte und deren Pfostenlöcher durch ihre Richtung denselben Hüttenoberbau erkennen ließen wie die von Praunheim, wie auch die Lage der Herdgrube nahe der Mitte dieselbe war.

Inzwischen hatte Schliz im Korrespondenzblatt für Anthropologie XLIII Nr. 7/12 1912 S. 136 ff. neben Gößler, Bersu, und Schuchhardt, deren Beobachtungen sich teils, wie seine eigenen, auf Schwaben, teils auf Norddeutschland bezogen, als Zeugen für das Vorkommen „neolithischer Hütten mit geradwandiger und scharfwinkelig gestellter Außenwand“ auch Helmke angeführt, der, wie Schliz es ausdrückte, „über eine rechteckige Doppelhütte mit Großgartacher Keramik bei Friedberg“ berichte, „deren Trennungswand Pfostenstellungen auswies“. An der angezogenen Stelle (Quartalbl. des hist. V. f. d. Großherzogt. Hessen Bd. III 1902 Nr. 7) schien mir aber nach der schematischen Zeichnung Tafel 22 nur ein Teil der Wohnstätte aufgedeckt zu sein, der wiederum nur Stücke zweier neben einander liegender vertiefter Räume mit Herdgrube von einer größeren Wohnstätte und die sie trennende „Lehmbank“ mit zwei Pfostenlöchern enthielt, die nach den geringen Maßen ihrer Querschnitte und ihrer Entfernung von einander nur zum Tragen der Bedachung eines Herdraumes bestimmt gewesen sein dürften ¹⁾. Die beiden vertieften Räume aber zeigen auch in ihrer offenbaren Unvollständigkeit die rundlichen Umrisse der Herd-, Keller- und Schlafräume in den unregelmäßigen Wohngruben unserer Gegend. Ihr Vorkommen in einer Hütte mit „scharfwinkelig gestellter Außenwand“ war mir längst aufgefallen. Nun waren vor dem März 1902 überhaupt noch kaum Grundrisse neolithischer Wohnhäuser veröffentlicht worden, besonders aber keine von den unregelmäßigen Formen, wie sie im folgenden Jahrzehnt in Menge bei Worms und im nächstfolgenden bei Hanau zur Verwunderung der Entdecker zu Tage kamen. Die vertieften Herd-, Schlaf- und Vorratsgruben solcher größerer „Wohngruben“ hatte man bis dahin als isolierte Abfallgruben oder Gräber erklärt und im ersteren Falle mit dem üblichen, aber kaum

¹⁾ Über die Bedachung von Herden in Hütten der La Tène-Zeit handelt W. Schulz-Minden, Mannus-Bibliothek Nr. 11, 1910 S. 49.

begründeten Ausdruck „Mardellen“ bezeichnet. Es war ein entschiedener Fortschritt, daß Helmke die beiden von ihm aufgedeckten Gruben als zusammengehörige Teile einer Wohnung erkannte. Daß er für diese rechteckigen Grundriß annahm und Anhaltspunkte für diese Vermutung in der Beschaffenheit der die ovalen Gruben von zu ihnen gehörigen anderen Vertiefungen trennenden Lehmstege gefunden zu haben glaubte, war nach dem damaligen Stande unseres Wissens über den Wohnbau der Steinzeit erklärlich. Mit Rücksicht auf die inzwischen anderwärts gemachten Beobachtungen und die bei Bremers Grabungen in Eberstadt gewonnenen Eindrücke hat denn auch Helmke auf eine briefliche Anfrage vom 4. November 1917 zugegeben, daß „ein Irrtum insofern obgewaltet haben möge, als er geglaubt habe, wirklich die Ränder und den Abschluß der Anlage gefunden zu haben, während sie sich nach Westen und Norden noch weiter fortgesetzt haben könne“. Er sprach dabei die Absicht aus, „sein Augenmerk darauf zu richten, in der Umgebung von Gießen eine Wohnanlage zu finden, die ihm Gelegenheit biete, diesem Problem mit aller Genauigkeit auf den Leib zu gehen“. Das ist mit Freuden zu begrüßen; läßt es uns doch hoffen, daß es dem sorgfältigen Forscher gelingen wird, wieder eine Lücke in der Besiedelung Oberhessens in der handkeramischen Periode der jüngeren Steinzeit auszufüllen.

In dem kurz vor seinem Tode (am 22. Juni 1915) gedruckten Aufsätze über steinzeitliche Wirtschaftsformen (Prähist. Zeitschr. VI 1914 S. 211 ff.) suchte Schliz die verschiedenen von ihm und anderen festgestellten Arten der „Wohnform“ auf die Verschiedenheit der Wirtschaftsformen in den einzelnen neolithischen Perioden und Kulturen zurückzuführen. Wenn er dort (S. 228) sich auf E. Meyer beruft, der in seiner Geschichte des Altertums I 2, 1913 § 509 gesagt hatte, daß „neben den alten Rundhütten in Thessalien seit-frühneolithischer Zeit das rechteckige Wohnhaus gestanden“ habe, und besonders den Satz durch gesperrten Druck hervorhebt: „Hier wie dort ist es falsch, eine Form für die alleinige und ursprüngliche zu erklären“, so stimmt diese Fassung fast buchstäblich mit der von mir im vorhergehenden Jahre auf der Göttinger Versammlung aufgestellten Behauptung überein¹⁾.

¹⁾ Vgl. auch G. Bersu „über den Hausbau der Steinzeit in Deutschland“, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1914 Nr. 3/4 S. 114 ff.

Für die Richtigkeit dieser Ansicht hinsichtlich der „Keller- und Wohngruben der Steinzeit“ würden die vor dem Jahre 1903 an den Wänden der Lehmgruben und in Bahneinschnitten bei Achenheim und Stützheim im Elsaß gemachten Beobachtungen noch mehr, als es der Fall ist, ausschlaggebend sein, wenn es sich nicht in den meisten Fällen nur um Profile handelte, bei welchen es überdies öfters unsicher ist, ob die Vertiefungen im Löß, die sie erkennen lassen, in der neolithischen oder einer späteren Periode entstanden sind. Vgl. R. Forrer, Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsaß. Ihre Anlage, ihr Bau und ihre Funde. 1903. Solche Feststellungen sind für die Erkenntnis der Besiedelung einer Landschaft in den verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden von großem Werte und sollten auch anderwärts überall systematisch von den in Betracht kommenden Instanzen betrieben werden. Was auf solcher Grundlage mit Hilfe zielbewußter, wenn auch manchmal kühner Kombination erreicht werden kann, hat Forrer in dem angezogenen kleinen Buche und später besonders in seiner Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte 1908 S. 139 ff. gezeigt. Wir gewinnen aus diesen und anderen Ausführungen des rührigen und erfolgreichen Forschers die Überzeugung, daß auch das Elsaß auf den am Fuße der Vogesen entlang sich ausbreitenden Lößflächen bereits in der bandkeramischen Periode der jüngeren Steinzeit von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung bewohnt gewesen ist. Für die uns hier beschäftigenden Fragen sind aber solche Feststellungen nur dann ausschlaggebend, wenn es möglich war, den durch die Profile und die bei ihrer Entstehung gemachten Beobachtungen aufgeworfenen wissenschaftlichen Fragen durch systematische Grabungen weiter nachzugehen. Das war z. B. bei Stützheim der Fall, wo denn auch eine 14 m lange, 3 m breite und bis 1,95 m tiefe Wohngrube fast vollständig aufgedeckt werden konnte, die ihre Zugehörigkeit zur Kultur der Spiralband-Keramik nicht nur durch die in ihr gefundenen Scherben, sondern auch durch das Verhältnis der Länge zur Breite zu erkennen gab. Bei ihr ließ die Beziehung aller Teile auf eine Längenachse und eine Anzahl neben ihr in gerader Linie aufgefundenen Pfostenlöcher — leider wird nicht angegeben, ob sie sich senkrecht oder schräg in den Boden erstreckten — einen rechteckigen Grundriß des Oberbaus mit Bestimmtheit ver-

muten, während die in ihrer Umgebung mit gleicher Keramik angeschnittenen und aufgedeckten kleineren „Arbeiterhütten“ ebenso wie die von K. S. Gutmann (Els. Anz. II 1910 S. 105 ff.) beschriebenen Hüttengruben von Oltingen runde oder ovale Grundrisse hatten.

In der gleichfalls linksrheinischen Ansiedelung von Sarmsheim a. d. Nahe sind in den Jahren 1915 und 1916 „zahlreiche Wohnstätten gefunden worden, teils rechteckige Blockhäuser, die aus Holzbalken mit Lehmverband hergestellt waren, teils runde oder ovale Gruben, über denen ein hölzerner zeltartiger Oberbau aus schräg gestellten Balken als Dach gewesen ist und welche Vorratsräume darstellen“. Worauf sich diese Erklärung der zuletzt genannten Gruben stützt, die nach der Beschreibung vollkommen — auch in der schrägen Stellung der Pfostenlöcher — den mit Linearbandkeramik in der Wetterau und Oberhessen wie bei Göttingen und in Rheinhessen gefundenen gleich gewesen zu sein scheinen, ist aus dem mir vorliegenden Berichte im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1917 Nr. 7/8 Sp. 233 nicht zu erkennen¹⁾.

Die keramischen Funde, „eine unerschöpfliche Fülle von Zickzack- und Spiralmotiven in Einritzung mit eingestampften Punktlinien“ gehören der Wetteraukultur an²⁾.

¹⁾ Nachdem diese Sätze bereits niedergeschrieben waren, ging mir die ausführliche Bearbeitung der Sarmsheimer Funde durch Lehner in den Bonner Jahrbüchern, Heft 124, 1918 S. 104 ff. zu. Sie gibt mir keine Veranlassung zu einer Änderung meiner Überzeugung, daß runde Hütten und solche mit unregelmäßigen Grundrissen neben rechteckigen in der neolithischen Periode bestanden haben, und zwar nicht nur bei Keller- und Vorratsräumen, sondern auch bei Wohnhäusern. Daß, wie Lehner S. 126 sagt, „auch über den unregelmäßigen Gruben am Oberrhein, in der Wetterau und anderwärts, soweit sie für Wohnräume in Anspruch genommen werden mußten, rechteckige Blockhäuser gewesen sind, wenn sich auch die Pfahllöcher nicht mehr deutlich abzeichneten oder durch jüngere Gruben oder andere Terrainveränderungen beseitigt waren“, habe ich auch angenommen, so lange eben keine Pfostenlöcher gefunden waren. Daß dies aber auch bei großen und unregelmäßigen Wohngruben geschehen ist, hat der Verf. übersehen oder unbeachtet gelassen, ebenso, daß bei diesen nach ihrer Beschaffenheit und den in ihnen gefundenen Gegenständen an ihrem Charakter als Wohnungen kein Zweifel bestehen kann. Vgl. Protokoll der Göttinger Tagung 1913 S. 25, Korrespondenzbl. des Gesamtvereins 1913 Sp. 336 f.

²⁾ Die Bonner Jahrb. H. 124 Tafel XI—XIV dargestellten Gefäße und Scherben könnten zum weitaus größten Teil auch zur Illustration der in zahlreichen Wohngruben der Umgebung von Frankfurt zu Tage geförderten Keramik dienen. Eine umfassende Bearbeitung dieser im Historischen Museum zu Frankfurt untergebrachten Materialien war von Dr. C. Woelcke im Jahre 1914 begonnen und bereits weit gefördert,

Über den neolithischen Resten wurden solche von Siedlungen der Hallstatt- und der La Tène-Zeit gefunden.

Bei den von E. Wahle 1914/15 oberhalb Heidelbergs unternommenen Grabungen in einer neolithischen Siedlung mit Spiralband- und Rössener Keramik, bei welchen zahlreiche Wohngruben mit „unregelmäßigem Grundriß und Querschnitt“ und „eine erst teilweise untersuchte“ mit rechteckigem Grundriß aufgedeckt wurden, sind nach Angabe des Ausgrabungsleiters bisher „Beiträge zur Kenntnis des Oberbaus der Häuser nur in geringem Maße gezeitigt“. Beachtenswert ist, daß unter der genannten rechteckigen Grube und einer anderen, deren Aufdeckung noch nicht beendet war, sich je eine ältere „von unregelmäßig nierenförmiger Gestalt“ gefunden hat. Vgl. Röm. Germ. Korrespondenzbl. IX 1916 S. 8 ff., bes. S. 10.

Alle bisher angeführten Beobachtungen über die unregelmäßigen Grundrisse und Profile der meisten Hüttengruben in der Wetterau und in Rheinhessen gelten, wie bemerkt wurde, ebenso sehr für die Wohnstätten mit Stickeramik wie für die der Spiralbandkultur. In einem Punkte weichen beide Gruppen von einander ab: Während die Gruben mit Spiralbandkeramik bei manchmal bedeutender Länge regelmäßig eine geringe, wenn auch sehr wechselnde Breite haben, zeigten die von uns, wie von Verworn und Heiderich, in der Wetterau und, soweit meine Anschauung reicht, auch die von Koehl bei Worms gefundenen Wohngruben mit Rössener und Großgartacher Scherben ebenso regelmäßig eine verhältnismäßig große Breite, die bei den größten Exemplaren so bedeutend war, daß man sich eine Überspannung durch ein einheitliches Giebedach kaum vorstellen konnte. Man mußte daher den Aufbau umso mehr dahin gestellt sein lassen, weil bei den Gruben dieser Art noch niemals die den Außenrand begleitenden, schräg nach dem Innern der Gruben gerichteten Pfostenlöcher nachgewiesen waren, die bei den Hütten mit Spiralbandkeramik, besonders des Wetterautypus, die Frage über die Form des Oberbaus entschieden haben.

Umso wichtiger war es, daß bei unserer Hüttengrube

als der Krieg ihre Vollendung hinauszuschieben nötigte. Charakteristische Beispiele der Keramik findet man abgebildet in Hendschels Luginsland Heft 41 S. 22. Die Verschiedenheit der Sarmseheimer Keramik von der von ihm bei Plaidt und Kretz in der Eifel gefundenen und ihre nahe Verwandtschaft mit der Wormser und Wetterau-Keramik betont auch Lehner a. a. O. S. 125. Vgl. Germania I 1917 S. 183.

am Frauenberg zum ersten Mal 17 Pfostenlöcher rings um den Außenrand der 16 m langen und bis 12 m breiten Grube und in zweifelloser Beziehung zu ihm mit voller Deutlichkeit hervortraten, und zwar, wie bei den früher aufgedeckten der Spiralbandkultur, nach dem Inneren der Hütte gerichtet. (Vgl. Abb. 6 die Profile bei J, K, L, Q, U). Sie ließen mit 45° Erhebung an den Langseiten ein erheblich flacheres Wanddach erkennen, als es bei den bisher untersuchten Gruben der letzteren Gattung der Fall gewesen war.

Von diesen unterschied sich unsere Grube auch durch die größeren Abstände der Sparrenpfosten unter einander. Sie betrugen im Durchschnitt 3 m gegenüber 1—1½ m bei jenen. Die Entfernung der Pfostenlöcher vom Rande der Gesamtgrube betrug auf drei Seiten je 30—40 cm. Nur an der Westseite war sie bei den Pfosten 9, 10, 11, 12 größer, bei 10 und 11: 1,5 m. Eben diese Pfosten waren auch untereinander etwas weiter entfernt als die übrigen. Wir kommen auf diese Frage weiter unten bei der Darlegung unserer Ansicht über das Verfahren bei der Anlage der Wohnstätte zurück. Da die schwarz-braunen Flecken im gelblichen Lehm durch schichtenweises Abheben des darüber liegenden Bodens rings um den Rand der Grube erst nach vollständiger Feststellung des letzteren aufgedeckt wurden, so bot dies zugleich eine nachträgliche Kontrolle der Richtigkeit und Genauigkeit dieser Feststellung und damit einen neuen Beweis für die Einheitlichkeit der Gesamtanlage, dem gegenüber die kleine Anomalie an der Westseite nicht in Betracht kommen kann. Auf die Genauigkeit der Horizontal- und Vertikalaufnahmen wurde besonderes Gewicht gelegt¹⁾, da die Schwierigkeit einer einheitlichen Über-

¹⁾ Die Pfostenlöcher und Hauptpunkte der Umgrenzung der Grube wurden von einem nahe der Mitte der Gesamtgrube gelegenen Punkte (M) vermittelt eines mit Gradscheibe und Busssole versehenen Instrumentes festgelegt und von demselben während der ganzen Grabung festgehaltenen Punkte auch später die wichtigsten Stellen im Inneren eingemessen. Die Bogenlinien der Umgrenzung sind nicht skizziert, sondern von den durch Verbindung festgelegter Punkte hergestellten geraden Linien in kurzen Abständen rechtwinkelig eingemessen. Von den Fixpunkten aus sind auch die zahlreichen Höhenlinien (A B—Z Z₁) festgelegt worden. Die auf Abb. 6 zusammengestellten Nivellements lassen bei aller Unebenheit des Hüttenbodens doch auch erkennen, daß die Eintiefungen nicht so tief und mit so senkrechten Wänden eingeschnitten waren, wie es bei manchen „Kellern“ der Gruben des Spiralbandkreises der Fall ist. Hier möge die Bemerkung Platz finden, daß auf Abb. 6 das oberste Profil mit B—A zu bezeichnen ist und daß unten statt Z₁—Z₂ zu setzen ist: Z—Z₁—Z₂.

deckung der gleichartigen und annähernd gleich breiten Wohngruben von Eberstadt, die gleichfalls der Rössen-Großgartacher Kultur angehörten, deren verdienten Entdecker W. Bremer zu der Erklärung veranlaßt hatte, daß nur je ein Teilraum der „Wohnstätten“ das „Haus“ gewesen sei, während die übrigen Vertiefungen einen „Komplex von Vorrats- und anderen Gruben“ gebildet hätten, die um das Haus herum lagen. Vgl. Prähist. Zeitschr. V 1913 S. 366 ff. Ich habe s. Z. an Ort und Stelle die Stichhaltigkeit dieser Erklärung mit Rücksicht auf die auch dort offensichtliche Zusammengehörigkeit sämtlicher Vertiefungen innerhalb einer einheitlich umgrenzten flachen Grube bestritten. Vgl. a. a. O. Abb. 3, 11, 19 und Tafel XVI. Aus demselben Grunde nimmt auch K. Schuchhardt Prähist. Zeitschr. VI 3/4 1914 S. 299 einen einheitlichen Rahmen von Pfostenlöchern an, aber mit rechteckigem Grundriß.

Die einzelnen Pfostenlöcher ließen einen annähernd kreisrunden, infolge roher Behauung der unteren Teile aber teilweise polygonal gewordenen Querschnitt (von 20—24 cm Dm.) erkennen, der an der durch Abschürfung des Bodens hergestellten Oberfläche infolge der starken Neigung der Sparrenpfosten nach dem Inneren des Hauses mehr in die Länge gezogen erschien, als es bei den weit steiler gerichteten der kleinen im Jahre 1916 aufgedeckten Grube der Fall gewesen war. Der Umstand, daß das ganze Pfostenloch gleichmäßig von der schwarz-braunen Holzmasse angefüllt war, die sich von dem gelblichen gewachsenen Boden in scharfer Linie ohne Übergang abhob, ließ annehmen, daß die Löcher nur annähernd in dem Umfange der aufzunehmenden Pfosten mit schmalen, zweifellos hölzernen Instrumenten ausgehoben und dann die Pfosten durch Schläge, vielleicht auf stehengelassene Astansätze, eingetrieben worden waren. Dazu schien der Umstand zu passen, daß die Pfostenlöcher nach unten halbspitz zuliefen, auch daß eins von ihnen (Pfostenloch 5) nahe dieser Spitze Spalte zeigte, als ob der Pfosten beim Eintreiben unten zerfasert worden wäre. Jedenfalls aber setzt die Bewältigung der schrägen Einführung der immerhin langen und schweren Holzstämme die Anwendung vertikaler Pfosten in der Richtung des anzunehmenden Firstbalkens bei der Herstellung des Sparrengerüstes voraus, die mit Hilfe der Astansätze zugleich als Leitern dienen konnten. Von diesen senkrechten Pfosten dürften die Löcher herrühren, die wir etwa in der Mittellinie der Ge-

samtgrube in stehengebliebenen Lehmrippen fanden. (Vgl. Abb. 4 „Pf.“). Daß sie nicht mit dunkler, sondern mit grauer Erde gefüllt waren, sprach dafür, daß die Hölzer, die sie einst ausgefüllt hatten, nach ihrer Verwendung beim Bau des Hauses beseitigt worden waren. Denn grau, nicht schwärzlich erscheinen im Löß solche Vertiefungen, Pfahllöcher wie Grabenspitzen, in denen sich lange Zeit Wasser gesammelt hat, wie wir das öfters in Hedernheim beobachtet haben. Vgl. Mitteilungen über römische Funde in Heddernheim IV 1907 S. 62 und 71. Auch die dort gemachte Beobachtung, daß Randflächen solcher Grabenspitzen und Pfahllöcher durch Einwirkung des Wassers, bzw. der in ihm aufgelöst enthaltenen Stoffe, rostfarbig erschienen, wiederholte sich an unseren Frauenberger Pfostenlöchern im Inneren der Grube, wenn auch die Erscheinung weniger deutlich und allgemein war¹⁾.

Was das Material der Sparrenpfosten betrifft, so neigt Regierungs- und Forstrat Hermes-Marburg, der die Güte hatte, Proben des Inhaltes eines der Pfostenlöcher zu untersuchen, in einem schriftlich erstatteten Gutachten vom 11. IX. 1917 zu der Ansicht, daß es Laubholz, wahrscheinlich Eichenholz gewesen sei. Maßgebend sei die Beschaffenheit der „schon mit einer guten Lupe auf Bruchstellen wahrnehmbaren zahlreichen Poren“, wenn sie mit Sicherheit als Gliedröhren zu betrachten seien. „Daß gerade die feste Holzmasse durch die Lößbildung ersetzt sei, während die Hohlräume darstellenden Gliedröhren bei der Metamorphose als Hohlräume erhalten blieben, dafür gebe es ja bei Versteinerungen viele Analoga.“ Die von dem sachkundigen Beobachter gemachten Bemerkungen würden jedenfalls für ein sehr hohes Alter der Pfostenlöcher und ihres Inhaltes sprechen, wenn ein solcher Beweis überhaupt noch nötig wäre.

¹⁾ Über ähnliche rostfarbige Lagen (im Profil Streifen, daher die Bezeichnung „Eiserstreifen“ und „Roststreifen“) im diluvialen Sande berichtet A. Kiekebusch (Die Steinzeitsiedelung bei Trebus im Kreise Lebus, Prähist. Zeitschr. V 1913 S. 348 ff.) ausführlich unter Beigabe von Abbildungen und einem geologischen Gutachten von Professor Stremme (S. 349 ff.), aus dem hervorgeht, daß die Stoffe dieser Eiserstreifen (Eisenoxyd, Tonerde, Bestandteile der Humusdecke) von der „Oberschicht“ eingeschwemmt sind. Nach meinen Beobachtungen sind manche dieser Streifen, oder besser Lagen, erst im Mittelalter oder noch später entstanden. Die Beobachtung Stremmes, daß bei lehmigen und tonigen Bodenarten die „fleckige oder konkretionäre Ausbildung“ überwiegt, bei Sanden mehr die „streifige“ vorhanden ist, kann ich für die ersteren bestätigen.

Bei dem Umstande, daß unser Wohngebäude im Grundriß mehr als die meisten anderen sich dem Rechteck nähert, fällt doppelt auf, daß an der Südseite das Pfostenloch 15 in stumpfem Winkel hinter die übrigen dieser Seite, besonders die benachbarten 14 und 16, erheblich nach innen zurückspringt. Nun kamen wir durch manche Erscheinungen bei der Ausgrabung zu der Überzeugung, daß zwischen Pfostenloch 15 und 16, also von Süden her, der Haupteingang lag. Vielleicht hat dann die Erscheinung ihren Grund darin, daß man diesen Eingang gegen die herrschenden West- und Südwestwinde mit ihren Regengüssen, im Winter gegen Schneeverwehungen, schützen wollte. Der neben der Türe gelegene Vorsprung mußte als wirksamer Windfang für das durch die Einziehung der Südwand gebildete *πρόθυρον* dienen.

An einem von mir hergestellten Modell des Holzgerippes, welches ich auf dem im Maßstabe 1:50 gezeichneten Grundriß unter genauer Einhaltung der Sparrenrichtung (45°) errichtet hatte (Abb. 7), ließ sich noch deut-

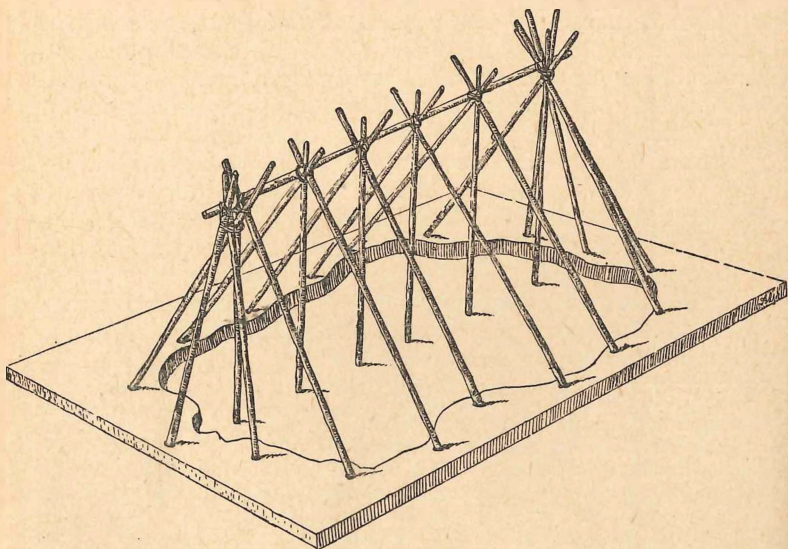


Abb. 7. Modell der neolithischen Wohnstätte.

licher als aus Lage und Form der Pfostenlöcher auf dem Grundriß erkennen, daß je zwei Sparren der Langseiten rechtwinkelig an dem zu ergänzenden Firstbalken zu-

sammengetroffen sind. Es waren die den Pfostenlöchern 1 und 5, 17 und 6, 16 und 7, 15 und 8, 14 und 9, 13 und 10 entsprechenden. Dagegen müssen an den Schmalseiten zwei (12 und 11), bzw. drei (2, 3 und 4) gegen die Köpfe des Firstbalkens gerichtet gewesen sein. Sie dürften, was auch die Beschaffenheit der Pfostenlöcher bei 2, 3 und 4, die weniger tief erhalten waren als die meisten anderen, nicht ausschloß, geringere Neigung gegen den Horizont gehabt haben als die der Langseiten. So bildeten sie gewissermaßen „Walmdächer“, selbstverständlich, wie an den Langseiten, ohne senkrechte Unterwände. Vgl. Abb. 7.

Im Inneren der großen „Wohngrube“ machte sich eine Verteilung der Vertiefungen auf eine Reihe von Sonderräumen bemerkbar, von deren Trennung noch aufrecht stehende Lehmrippen Kunde gaben. Neben den oben genannten Küchen (K) dienten sie wohl als Schlaf- und Vorratsräume, die man tiefer in die Erde eingrub, häufig mit Unterschneidung der Rückwand, um Menschen und Lebensmittel gegen die Winterkälte, besonders die rauen Ostwinde, zu schützen¹⁾. Auch fehlten nicht die auch anderwärts in die Seitenwände eingegrabenen Nischen wie die in den Lehm eingeschnittenen Treppenstufen, durch die man aus den genannten Vertiefungen zu den Ausgängen und den pritschenartigen Plattformen hinauf steigen konnte, auf welchen man, mit den Füßen nach dem wärmenden Herdfeuer gerichtet, sitzen oder ruhen mochte.

An einem 5 m langen Stück der Südseite war der Außenrand der Grube unsicher geblieben. Da aber in der Richtung der Verbindungslinie der sicher festgestellten Abschnitte sich später zwei Pfostenlöcher (1 und 17) in den üblichen Abständen fanden, schien eine zufällige Störung des Grubenrandes in sehr früher Zeit vorzuliegen. Bei der Abhebung des Bodens auf dem in Betracht

¹⁾ Wir würden hier also gewissermaßen den Prototyp der „specus subterranei“ haben, die nach Tacitus (*Germania* c. 16) die Germanen seiner Zeit in demselben Lande „seu receptaculum frugibus seu suffugium hiemi“ auszuheben pflegten und die man — wohl mit Recht — in den umgekehrt trichterförmigen Gruben der La Tène-Periode wieder zu erkennen glaubt. Die Trichterform ergab sich von selbst, wenn man die Unterschneidungen nicht nur an einer Seite der im übrigen mit senkrechten Wänden eingeschnittenen Kellergruben, sondern ringsum anlegte. Übergangsformen von den primitiven Kellergruben der Neolithiker zu den entwickelteren der jüngeren Eisenzeit haben wir in den letzten Jahren unter Wohngruben aus der Bronze- und Hallstatt-Periode gefunden, die zufällig bei den Ausgrabungen in Nida-Heddernheim angeschnitten wurden.

kommenden Abschnitte ergab es sich aber, daß die beiden Pfostenlöcher in den Schutt einer älteren Grube eingetieft waren, die hier von der bis dahin festgestellten großen Wohngrube mit Stichkeramik überschnitten war. Wie Koehl bei ähnlichen Überschneidungen in der Umgebung von Worms festgestellt hat, muß auch hier die ältere Grube vor der Anlage der jüngeren vollständig eingeebnet und der Boden so fest gestampft gewesen sein, daß er bei der Herstellung der jüngeren wie gewachsener Boden behandelt wurde. Es war sehr günstig, daß auch in diesem Erdreiche die beiden Pfostenlöcher sich noch vollkommen deutlich abhoben, das westliche allerdings erst in größerer Tiefe als es bei den übrigen der Fall gewesen war ¹⁾.

Für die Beantwortung der Frage, von welcher Bevölkerung die kleinere, ältere Hüttengrube angelegt worden sei, lassen uns die wichtigsten Leitmuscheln für chronologische Bestimmungen, die Tonscherben, fast völlig im Stich. Denn in noch höherem Grade als bei der großen Grube fiel in ihrer Vorgängerin der Mangel an keramischen Resten auf. Bei der ganzen Ausgrabung ist nur eine Scherbe gefunden, die mit Sicherheit nicht der stichkeramischen, sondern der wetterauischen Gruppe der Spiralbandkultur zuzuweisen ist, und diese gerade in dem Teil des Ausgrabungsgebietes, der, in der Überschneidungszone gelegen, mit Bestimmtheit keiner der beiden Gruben zugeteilt werden konnte, bzw. beiden zugeteilt werden mußte. Es ist ein Stück eines kleinen Topfes aus schwärzlichem Ton mit etwas ausgebogenem Rande und, wie es scheint, kugeligem Bauche. Am Ende des Halses hat es drei unregelmäßig horizontal verlaufende vertiefte Linien und unter ihnen am oberen Ende des Bauches den Anfang eines Bogen- oder Spiralbandes mit drei kleinen vertieften Punkten der Füllung. (Tafel VIII zweite Reihe in der Mitte).

Bei dem Versagen der Keramik sind wir für die Zeitbestimmung der kleineren Grube auf Schlüsse aus ihrem sonstigen Inhalte und ihrer Gesamtbeschaffenheit angewiesen. Der erhaltene Teil läßt zunächst durch die Form des Grundrisses und die Unregelmäßigkeit des Hüttenbodens keinen Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zur band-

¹⁾ Vgl. Tafel V und VI. Die beiden Stangen bezeichnen die Stellen der beiden in der Überschneidung gefundenen Pfostenlöcher 1 und 17. Das Grab lag an der dunklen Stelle Tafel VI rechts nahe dem unteren Rande, Abb. 5 bei G².

keramischen Kultur im allgemeinen aufkommen. Sie hatte die längliche Form der wetterauischen Hüttengruben mit Spiralbandkeramik. Bei 2,5 m geringster und 4 m größter Breite erstreckte sich die Grube nach Norden noch mindestens 2 m über die Überschneidungslinie durch die große Wohnstätte hinaus, so daß die Gesamtlänge etwa 10 m betragen haben dürfte. Pfostenlöcher konnten nicht festgestellt werden. Sie waren wohl, da sie wegen der geringen Spannung nicht so tief wie bei der großen Grube in den Boden eingelassen zu sein brauchten, durch den Ackerbau beseitigt. Von besonderer Wichtigkeit war es, daß in dem erhaltenen südlichen Teil der älteren Grube einer der in der Südwettersau in Hütten mit Spiralbandkeramik wie in den zu ihnen gehörigen Gräbern, meist zu Halsbändern vereinigt, vorkommenden Anhänger aus einem durchbohrten und auf beiden Seiten durch eingeritzte feine Linien verzierten flachen Kiesel gefunden wurde. Außerdem fanden sich in demselben Teile der Grube, unmittelbar am Rande einer der typischen Vertiefungen, die Bestandteile eines Brandgrabes: 6 rohe Tonperlen und kalzinierte Knochenreste. Die Grabmulde selbst war beim Freilegen des Hüttenbodens teilweise zerstört worden, ehe sie erkannt wurde. Dagegen war ein wohl erhaltenes gleichartiges Grab mit 8 Tonperlen und Resten verbrannter Knochen gleich bei Beginn der Untersuchung im südnördlichen Versuchsgraben im Gebiete der Überschneidung an einer Stelle aufgedeckt worden, die vermutlich bereits zur älteren Grube gehört hatte. Wie die Brandgräber überhaupt, so kommen gerade diese auch zu Halsketten verbundenen spinnwirtelförmigen Perlen in Gruben der Wetterau vereinigt mit Stich- und Spiralbandkeramik vor. Würde daher ihre Auffindung auch in der großen Wohngrube nicht auffallend sein, so spricht doch die vollkommene Gleichheit der im südlichen Teile der älteren Hütte und der im Überschneidungsgebiete gefundenen Grabbeigaben für die Zusammengehörigkeit beider Gräber unter einander und mit der kleineren Grube. Für die Zuweisung der letzteren zur Spiralbandkultur würde aber schon ihre Form genügen, wenn auch nicht der dafür charakteristische Kieselanhängen in ihr zu Tage gekommen wäre. Umso wichtiger ist daher die Tatsache, daß ihre Vorzeitigkeit gegenüber der großen Wohnstätte durch die Auffindung der Pfostenlöcher 1 und 17 objektiv erwiesen ist.

Augenfällig, aber mit Rücksicht auf die auch an

anderen Stellen oft gemachte Beobachtung nicht mehr auffallend ist die Tatsache ungemein großer Verwandtschaft der beiden doch zweifellos in verschiedener Zeit und vielleicht von Leuten verschiedenen Stammes bewohnten Wohnstätten auch hinsichtlich der Form ihrer einzelnen Bestandteile. Auch der Umstand, daß die Vertiefungen in der kleineren Grube nicht so eng zusammengedrängt erscheinen wie in der großen zur stichkeramischen Kultur gehörigen entsprach einer in der Wetterau mehrfach gemachten Beobachtung.

Das nördliche Ende der älteren Grube ist aus den oben angedeuteten Gründen nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Zweifellos reichte sie über den deutlich erkennbaren Anfang der Überschneidung am Ostrande und über die beiden in ihren Schutt eingetieften Pfostenlöcher der jüngeren Wohnstätte hinaus. Da die nach Nordwesten über die Verbindungslinie dieser beiden Pfostenlöcher hinaus sich erstreckende große muldenförmige Vertiefung sicher noch zu ihr gehörte und andererseits der durch die Funde als Küche charakterisierte Raum von nierenförmigem Grundriß nordwestlich von der Überschneidungsstelle mit großer Wahrscheinlichkeit erst in der jüngeren Periode ausgehoben worden ist, so dürfte der Nordrand über diese Stelle hinweg, das Grab 2 noch umfassend, nach Westen gezogen und jenseits des letzteren nach Süden umgebogen sein. Daraus würden sich die unklaren Bodenverhältnisse in dieser Richtung erklären, da hier die zweimaligen Ausschachtungen in einander übergriffen. Die kleinere Grube hatte dann, wie bereits oben bemerkt wurde, bei einer von 2 bis 5 m wechselnden Breite eine Länge von annähernd 10 m, Dimensionen, die wir mit denselben Verhältnissen und der gleichen Unregelmäßigkeit der Umrisse in der Wetterau öfters bei Gruben von mittlerer Größe mit Spiralbandkeramik gefunden haben. Vgl. u. a. G. Wolff, Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit S. 124 Abb. 14 Gr. VI, VIII u. X.

Von den Vertiefungen der kleineren Grube dürften die unmittelbar an der Nordwestwand mit Unterschneidung der letzteren (bei Z² und Y) wohl zu besserem Schutz gegen den Wind angelegten Lagerstätten gewesen sein, wozu auch eine nischenartige Ausschachtung zum Abstellen kleinerer Gegenstände wenigstens nicht in Widerspruch stehen würde. Weniger einleuchtend ist der Zweck der Unterschneidung bei der an der hier halbkreisförmig aus-

gebuchteten Nordostwand angebrachten runden Grube, die durch die in ihr gefundenen Gegenstände als Küchen- und Herdgrube gekennzeichnet war. (K in Profil X—Y). An sie schloß sich nach dem Inneren der Hütte ein kleiner um 20 cm erhöhter Vorraum an, der an drei Seiten von Bänken aus stehengebliebenem Lehm umgeben war, die den Küchenraum von den übrigen Vertiefungen trennten und zum Sitzen am Herdfeuer einluden (vgl. Profil X—Y und V—W). Bei dieser Gelegenheit sei ein für allemal bemerkt, daß die Herde in allen von mir untersuchten Wohngruben der Wetterau und Oberhessens aus mehr oder weniger kreisrunden Mulden gebildet wurden, die ihren Zweck durch die sie ausfüllende Aschenerde mit Holzkohlenstücken, Gefäßscherben und die in der Umgebung, der „Küche“, liegenden Reste von Tierknochen, Mühlsteine und zu ihnen gehörigen Reibsteine erkennen ließen. Steinsetzungen, die anderwärts statt der Gruben oder auch neben ihnen erwähnt werden, habe ich nirgends bei den wetterauischen Bandkeramikern gefunden. Dagegen war der Boden der Grube öfters durch das Feuer rotgefärbt, wie auch Brocken rotgebrannten Lehms von der nahen Wand in aufgegebenen, nicht verbrannten Hütten regelmäßig nur in und neben diesen Herdgruben vorkommen.

Ob mehrere unmittelbar neben der Küche (nördlich) in den gewachsenen Lehm gearbeitete oder getretene Stufen gestatten, hier den Eingang der kleineren Grube anzunehmen (bei Z Abb. 5), oder ob dieser am schmalen südöstlichen Ende lag (bei W), wo eine 1 m breite und 2 m lange Plattform dieses von einer dicht an der Nordostseite gelegenen muldenförmigen Vertiefung trennte, konnte nicht festgestellt werden. Neben dieser Vertiefung führte am Südwestrande der Grube entlang ein schmaler Gang sowohl nach den Lagerstätten als nach dem Küchenraum. Neben ihm fanden sich am Rande der Vertiefung die Bestandteile des Grabes (G¹), von dem noch die untersten Teile der tellerförmigen Vertiefung im gewachsenen Boden zu erkennen waren. In seiner unmittelbaren Nähe lag auch der Kieselanhänger im eingefüllten Boden.

Wenn beim Fehlen aller konstruktiven Bestandteile des Oberbaus wir bei der kleinen Wohngrube auf diesen nur aus der Beschaffenheit anderer besser erhaltener Wohnstätten des spiralbandkeramischen Kulturkreises zu schließen in der Lage sind, so ist das Umgekehrte bei der großen Wohngrube der Fall. Das Vorhandensein sämtlicher

Pfostenlöcher und manche andere Umstände gestatten uns unmittelbar, Vermutungen über die Art ihrer Herstellung aufzustellen und sie wegen der nahen Verwandtschaft mit anderen Gruben derselben Stufe auch auf diese auszu-dehnen. Wie bereits oben erwähnt wurde, zeichnen sich die größeren Gruben mit Stichkeramik in der Wetterau größtenteils vor den entsprechenden mit Spiralkeramik durch größere Breite bei geringerer Länge aus. Ferner haben sie meist geringere Einziehungen und Ausbuchtungen der Ränder, so daß ihre Grundrisse dem Rechteck näher kommen, als es bei denen der Spiralbandkultur der Fall zu sein pflegt. Alle diese Eigentümlichkeiten zeigte unsere Grube vom Frauenberg in besonders hohem Grade. Umso wichtiger ist es, daß auch an ihren Schmalseiten die Ränder der Grube keine geraden Linien bildeten, sondern nach außen gebogen waren und dem entsprechend ihre Pfostenlöcher in Ecken nach außen vorsprangen, die Stümpfe der Pfosten aber auch dort nicht senkrecht in der Erde steckten, sondern wie an den Langseiten nach dem Inneren der Grube geneigt waren. Über die Einheitlichkeit der Gesamtanlage konnte kein Zweifel bestehen. Den Hergang bei der Erbauung denke ich mir folgendermaßen: Zuerst wurde das Holzgerüste hergestellt, die für die Verhältnisse der Steinzeitmenschen zweifellos schwierigste Aufgabe. Mußten doch an den Langseiten 10—11 m lange, unten etwa 20 cm im Durchmesser starke Stämme, die, wie die Gestalt der Pfostenlöcher mehrfach erkennen ließ, roh behauen waren, schräg aufgerichtet und über der Längsachse der zu errichtenden Wohnstätte, etwa 6 m über dem Boden an einem Firstbalken befestigt werden. Dies konnte, wie oben bemerkt wurde, schwerlich bewerkstelligt werden, ohne daß die Sparrenbalken wenigstens während des Baus an ihren oberen Enden durch Vertikalpfosten, die zugleich als Leitern dienen mochten, gestützt wurden. In der Längsrichtung wurde der Bau durch die von den Schmalseiten schräg nach dem Inneren gerichteten Sparrenpfosten gestützt. Die horizontale Verbindung der Sparren zur Herstellung der Dachwände konnte bei ihren großen Abständen von einander nicht direkt durch Flechtwerk bewirkt werden, sondern wohl zunächst durch etwa 3 m lange Querhölzer, die ihrerseits wieder durch Flechtwerk unter einander verbunden waren, welches innen und außen mit Strohlehm beschmiert wurde. Ehe dies geschah, war aber im Inneren des Gerüstes der Boden bis in eine Tiefe

von 40—50 cm unter der heutigen und wohl auch der damaligen Oberfläche horizontal abgetragen und vielleicht ringsum an der Außenseite zur Befestigung des Baus und zum Schutze gegen Kälte und Feuchtigkeit als Wall angeschüttet worden. Dagegen dürften die zahlreichen Vertiefungen im Hüttenboden erst später, je nach Bedürfnis, von den Bewohnern, hier den verschiedenen Familien, ausgeschachtet worden sein. Dafür bietet gerade unsere Wohnstätte einen in die Augen fallenden Beweis. Während der größere südliche Teil der Gesamtgrube so zahlreiche Vertiefungen von verschiedener Form so dicht bei einander zeigte, daß der ursprüngliche horizontale Hüttenboden zwischen ihnen größtenteils nur noch in Gestalt sie trennender Lehmgrate erhalten war, an die sich in halber Höhe über dem Boden der Vertiefungen Lehmbänke und Pritschen anschlossen, war an der ganzen Nordseite der Grube entlang eine bis 3 m breite Fläche (gegenüber den Pfostenlöchern 5, 6, 7, 8, 9) als Rest des ursprünglichen Hüttenbodens von solchen Vertiefungen ganz frei. Sie setzte sich auch jenseits des Pfades, allmählich spitz zulaufend, fort. Wir kamen zu folgender Erklärung: Man hatte die Gesamtgrube und den über ihr errichteten Bau in der Aussicht auf spätere Vermehrung der Insassen reichlich groß angelegt und dann den inneren Ausbau von Süden her begonnen. Ehe der gesamte Raum ausgenutzt war, wurde die Wohnstätte, die ja, wie bereits bemerkt worden ist, nach der Beschaffenheit ihres Inhalts zu schließen, nicht verbrannt, sondern aufgegeben worden ist, und mit ihr vielleicht die ganze Niederlassung der Stichkeramiker verlassen. Darüber können vielleicht weitere Untersuchungen in der Umgebung des Frauenbergs Aufklärung bringen.

Die Schwierigkeiten, die sich für Menschen der Steinzeit der Herstellung so hoher und breiter Balkenkonstruktionen entgegenstellen mußten, wie sie unser Grundriß und die Lage und Richtung der Pfostenlöcher voraussetzen lassen, legt es nahe, auch noch andere Konstruktionsmöglichkeiten ins Auge zu fassen und dazu die baulichen Anlagen moderner Völker annähernd gleicher Kulturstufen heranzuziehen. Vor mir liegt die Abbildung eines großen Baus mit „Lehmarchitektur“ vom Tsadsee, die ich vor Jahren einer illustrierten Zeitschrift entnommen habe (Tafel VII oben). Er dürfte nach der Größe des als Maßstab mit abgebildeten erwachsenen Bewohners unserem Hause an Länge und in seinem vorderen Hauptteile auch

an Breite nahe gekommen sein. Dem Grundriß nach entspricht er unseren handkeramischen Wohngruben auch in der Vermeidung der geraden Linie und darin, daß in der Längs- und Querrichtung kleine bogenförmige Ausbuchtungen mit niedrigeren Dächern zu erkennen sind, wie sie der Grundriß und die Profile einer großen bei Praunheim-Frankfurt aufgedeckten Wohngrube anzunehmen nötigten. Vgl. Hendschels Luginsland, Heft 41 S. 16 und 17 und Südwesterau S. 124 f. mit Abb. 14 u. 15. Den Hauptteil bildet eine, wie es scheint, kreisrunde Hütte mit kegelförmigem Oberbau von etwa 8 m Höhe und 7 m Durchmesser am Boden, deren Wanddach unten durch schräg nach einem Punkt über der Mitte gerichtete Pfosten gebildet ist. Diese Pfosten scheinen aber, soweit es die Überstreichung mit Lehm zu erkennen gestattet, nicht bis zur Spitze zu reichen, sondern durch aufgesetzte Balken fortgesetzt zu sein, die in gleichen Abständen von Querbalken gekreuzt werden, so daß das Ganze ein nach der Spitze sich verjüngendes gitterförmiges Balkengerüste bildet, welches von unten auf in Absätzen hergestellt und gleichzeitig durch Lehm verdichtet sein dürfte. Nach vorn (vom Beschauer aus) ist apsisartig ein Raum von halber Höhe angefügt, dessen noch deutlich sichtbare Pfosten von allen Seiten nach der sich an das Dach des Hauptbaus anlehnenden Spitze gerichtet sind. Nach hinten setzt sich der Bau ebenfalls nur in halber Höhe, wie es scheint, mit einem Längs- (Giebel-) Balken fort, über den sich am Ende eine zweite, weniger hohe Spitzkuppel erhebt. Eine rundliche Ausbuchtung ist auch an der Langseite noch zu erkennen. Im Grundriß muß das Gebäude ähnlich unregelmäßige Form gehabt haben wie unsere neolithischen Wohngruben, mit denen es auch die Verbindung von Holz und Lehm zur Herstellung der Dachwände gemein hat. Unterhalb der Spitze mit stumpfem Abschluß scheint am Hauptkuppelbau ein gegen den Regen geschützter Rauchabzug angebracht zu sein.

Auch nach einer anderen Richtung hin bietet uns die ethnologische Literatur die Möglichkeit einer Erklärung auffallender Erscheinungen bei unserer neolithischen Wohnstätte.

Die Beobachtung, daß von der großen Zahl von Vertiefungen innerhalb der Gesamtgrube sich eine Anzahl von kleineren Gruppen mit je einer Herd- und Küchengrube aussondern lassen, von denen jede wieder den mittelgroßen

Wohnstätten der beiden handkeramischen Gruppen entspricht, legt es nahe, in solchen großen Gruben, wie die unsrige, die Wohnhäuser ganzer Sippen zu erblicken, die wiederum aus einer Anzahl einzelner Familien bestanden, eine Art des Zusammenwohnens, die auch in neuerer Zeit bei primitiven Völkern beobachtet wird. So hat Max Schmidt (Reisen in Matto Grosso im J. 1910, Zeitschr. für Ethnologie 44 1912 S. 159 ff.) bei den „Paressi-Kabisi im Quellengebiet des Cabaçal, Jauru, Juruena und Guapore“ Gruppen von Häusern beobachtet, von denen er die größten als „Sippenhäuser“, andere als „Männerhäuser“ und wieder andere als „kleine Unterkunftshäuser“ bezeichnet. Von einem der großen Häuser eines Häuptlings sagt er (S. 151), daß es von etwa 10 Familien bewohnt war. Ein anderes bezeichnet er S. 160 als „großes gewölbtes Giebeldach“, das „vorn und hinten mit einem runden Vorbau versehen war“. So könnte man auch unser Frauenberg-Haus beschreiben, wie wir es nach der gefundenen Pfostenstellung uns vorstellen. Nach Abbildung 15 muß das Sparrengerüste des brasilianischen Hauses, welches, da es ganz von einer dicken Laubdecke verhüllt ist, nur aus der Gesamtform vermutet werden kann, dieselbe Form gehabt haben. Die Wände gehen an den Langseiten vom Boden aus schräg nach einem oder mehreren Giebelbalken, der „Vorbau hinten und vorn“ entsteht hier wie dort dadurch, daß die Wände der Schmalseiten nicht in gerader Linie, sondern in flachem Bogen verlaufen und, wie es bei unserem Hause sich aus der Richtung der Pfostenlöcher, dort aus der Abbildung ergibt, schräg nach den Enden des Giebelbalkens ansteigen.

Versuchen wir nun, in dem scheinbar vollkommen systemlosen Gewirre von flachen und tieferen, meist muldenförmigen Vertiefungen im Hüttenboden ein gewisses System zu erkennen, und sondern zu diesem Zwecke diejenigen aus, die nach ihrer Form und ihrem Inhalt als die Küchen- und Herdräume bezeichnet worden sind. Da fällt zunächst eine Zone auf, in der die Gruben in einer Gesamtbreite von 4—5 m an der nordöstlichen Wand entlang gruppiert und gegen das Innere der Wohnstätte durch eine Lehmrippe (K—J Abb. 5) abgegrenzt sind, die in wechselnder Stärke, aber im ganzen geradlinig von dem oben erwähnten Podest bei Pfosten 17 nach der Nordostecke der noch anstehenden Plattform bei Pfosten 6 zieht. In dieser Zone wurden drei bereits benutzte Herdstellen

(K—K—K gegenüber Pfosten 2, 3, 4) nebst den neben ihnen liegenden Wohnräumen erkannt, die in typischer Weise von Lehmrippen und Pritschen umgeben waren. Seitlich und besonders nach dem Inneren der Behausung schlossen sich kleinere und größere Vertiefungen an. Jede Gruppe hatte eine süd-nördliche Breite von etwa 2 m und war von der Nachbargruppe durch Reste erhöhter Lehmrippen getrennt, deren obere nicht mehr erkennbare Teile vielleicht an Holzstaken befestigte Trennungswände von Fellen getragen haben¹⁾.

Am nördlichen Ende der Grubenzone scheint eine neue Gruppe (um K bei N der Profillinie NO) begonnen, aber nicht mehr vollendet und bewohnt worden zu sein. Die 0,90 m tiefe kreisrunde Mulde K dürfte als Herdgrube beabsichtigt sein. Spuren ihrer Benutzung haben sich nicht gefunden. Von den zu ihr gehörigen Wohn- und Vorratsräumen ließen sich nur Ansätze erkennen. Eine sichere Zweckbestimmung aller Nebenräume ist beim Fehlen bezeichnender Einzelfunde nicht möglich. Bei der neben der mittleren der 5 östlichen Küchengruben (2 m nördlich vom Grabe G²⁾) gelegenen ovalen Mulde von annähernd 2 m Länge und etwa 70 cm Breite kamen auch die an der Grabung nicht beteiligten Besucher zu der Vermutung, daß sie wohl die Ruhestätte eines erwachsenen Bewohners dargestellt haben möge. Über die östlich und westlich von der nächsten Küchengrube nach Norden in erhöhten Lößbänken gefundenen Vertiefungen (Pf.) von geringer Breite und unsicherem, meist länglichem Querschnitt, neben denen kleinere Röhren, schräg gegen die größeren Löcher gerichtet, auf Stützpfeiler schließen ließen, ist bereits die Rede gewesen.

Weniger bestimmt als in der nordöstlichen Zone ließen sich in dem anstoßenden mittleren Teile der Wohnstätte die einzelnen Gruppen von Vertiefungen unterscheiden. Dagegen wiederholte sich an der jenseits des Weges gelegenen südwestlichen Schmalseite dieselbe Erscheinung, daß drei mit der Längsachse, wenn man diesen Ausdruck bei so unregelmäßigen Anlagen gebrauchen darf, nach jener Seite hin gerichtete Gruppen von Vertiefungen neben einander lagen, wie dort durch erhöhte

¹⁾ Die Tiefe der einzelnen Teilräume unter der Oberfläche ergibt sich aus dem Profil M—L auf Abb. 6. Die unterbrochene Linie bezeichnet die einheitliche Horizontale durch den „O-Punkt“ am Westrande des Pfades (Abb. 5).

Lehmflächen und Rippen getrennt. Zwar wurde nur in einer von ihnen, der nördlichsten, eine Herdgrube mit Sicherheit festgestellt. Wahrscheinlich war eine solche auch die kleine tiefe Mulde (K?), die in der südlichsten Gruppe, von einer Lehmpritsche umgeben, lag. Daß in ihr keine bezeichnenden Fundstücke (Bruchstücke von Handmühlen, Tierknochen u. dgl.) vorkamen, kann Zufall sein. An ihrem nordwestlichen Rande wurden mehrere Stakenlöcher festgestellt, wie sie sich mehrfach, besonders in Praunheim, gerade um Herdgruben herum gefunden haben, sei es daß die Stäbe eine besondere Bedeckung des wichtigsten Raumes stützten oder zu einem Gestell behufs Aufhängens von Kochtöpfen gehörten. Besonders bemerkenswert war in diesem Teile der Wohnstätte, daß von der die südliche Gruppe von der kreisrunden Grube in der Mitte trennenden Lehmrippe deutlich erkennbar drei in den Lehm gearbeitete Stufen hinabführten. Am Nordende dieses Teils der Gesamtgrube reichte, wie oben erwähnt wurde, die an der ganzen Nordwestgrenze entlang erhaltene flache Lehmbank noch 2 m breit über den Weg hinaus. In östlicher Richtung haben sich die beschriebenen Gruppen von Vertiefungen in und teilweise über das Gebiet des heutigen Pfades erstreckt. Sie haben demnach bei etwa 3 m südnördlicher Breite eine Länge von 6—7 m gehabt. In einem Abstände von 1—1½ m vom Ostrande des Pfades sind die unter ihm hervorragenden Grubenstücke durch eine in südnördlicher Richtung die Gesamtgrube von dem südlichen bis zum nördlichen Podium von Pfosten 15 nach 7 durchziehende schmale Lehmrippe von dem mittleren Teile der Wohnstätte getrennt, wie wir eine gleiche zwischen diesem und der nordöstlichen Zone beobachtet haben.

Für die mittlere Zone blieb dann ein Flächenraum von 5 m westöstlicher Breite und 8 m südnördlicher Länge, nach Abzug der auf beiden Seiten stehengebliebenen Plattformen, übrig. Er würde genügen für 3—4 Teilwohnungen von den bisher beobachteten Dimensionen. Aber nur in seiner südlichen Hälfte sind zwei größere Vertiefungen mit Küchengeräten und Abfällen beobachtet worden, die diesmal nicht in südnördlicher, sondern in westöstlicher Richtung neben einander lagen, durch einen Lehmgrat scharf getrennt. Nur der östliche Raum ließ eine kreisrunde Herdgrube erkennen. Von einem südlich angrenzenden nur durch eine schwache Lehmschwelle von

ihm getrennten Raume, in dem tiefe Unterschneidungen der Südwand von 1 m Länge eine Vorratskammer vermuten ließen, führten Lehmstufen über diese Überschneidungen hinweg nach der unmittelbar angrenzenden Außenwand der ganzen Wohnstätte. Es ist die Stelle, wo wir östlich von Pfosten 15 den Haupteingang vermutet haben. Auch dadurch würde die mittlere Zone als der Hauptteil der Gesamtgrube bezeichnet werden. Am Süd- und Südostrande der etwas flacheren westlichen der beiden Hauptvertiefungen wurden mehrere Pfostenlöcher festgestellt, die auf eine besondere Trennungswand oder Bedeckung zu schließen gestatten. Die hinter diesen Hauptgruben im nördlichen Teile der Mittelzone liegenden meist flacheren Vertiefungen ließen durch ihre Formen wie durch den Inhalt ihren Zweck nicht erkennen. Es muß daher die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß die ganze Mittelzone einen ungeteilten Wohnraum mit den Lagerstätten einer größeren Familie bildete, deren Haupt zugleich das der ganzen in einem engeren Verbande stehenden Gruppe von Bewohnern war, für welche die große Wohnstätte, wie wir sahen, mit einem bedeutenden Aufwande von Menschenkräften hergestellt worden war ¹⁾.

Das Wohngebäude vom Frauenberg — und dasselbe

¹⁾ Bei dem problematischen Charakter dieser Bemerkungen möchte ich nicht unterlassen, eine andere Vermutung mitzuteilen, die Küch nach dem Durchlesen des Manuskripts mir brieflich aussprach. Nach einer Hinweisung auf die auch oben erwähnten Abweichungen des westlichsten Teils der Wohnstätte schreibt er: „Wenn man die sehr einleuchtende, kaum abzuweisende Erklärung des Ganzen als Sippenwohnung gelten läßt, so taucht eigentlich von selbst die Frage auf, wo das Oberhaupt der Sippe und dessen Familie ihren Platz innerhalb der Wohnung gehabt haben. Spricht nicht manches dafür, daß dies eben jener westliche oder südwestliche Teil der Wohnung gewesen sei? Die Lage (hinsichtlich der Himmelsrichtung) war günstig; der größere Abstand der Pfostenlöcher vom Rande hatte eine größere Bequemlichkeit im Inneren (größere Höhe der dem Rande zunächst liegenden Räume) zur Folge, die Wohnung hatte mehr Räumlichkeiten. Man kann sich gut vorstellen, daß dem Haupte der Sippe eine bequemere, geräumigere und von den übrigen Familien abgesonderte Wohnung vorbehalten wurde, worauf man schon beim Abstecken und ferner beim Ausheben der Erde Rücksicht nahm. Tatsächlich ist ja m. Erinnerns auch nur eine Kochstelle dort nachgewiesen worden.“ Auf diese Tatsache habe auch ich oben hingewiesen und sie zu erklären versucht. Ich verschließe mich aber keineswegs dem Gewicht der von Küch vorgebrachten Gründe. Eine Entscheidung, soweit eine solche in dieser Frage überhaupt möglich ist, könnte nur eine Durchgrabung des vom Touristenpfade bedeckten 2 1/2 m breiten Streifens bringen, der uns zu unserem Bedauern unzugänglich war.

gilt von allen von mir in der Wetterau aufgedeckten „Wohngruben“ mit Stichkeramik — stellt gegenüber den bisher veröffentlichten Anlagen mit Spiralbandkeramik zweifellos einen erheblichen Fortschritt dar, worin vielleicht auch ein für die zeitliche Folge der beiden Kulturen in Oberhessen wie in der Wetterau in Betracht kommendes Moment liegt. Es bildet eine Übergangsstufe zwischen den ganz unregelmäßigen Bauten der älteren Kultur und rechteckigen Pfostenhäusern, von denen es besonders durch das Fehlen einer Scheidung zwischen der vertikalen Wand und dem schrägen Dach noch verschieden ist. Auf diese Scheidung mußte die Bewohner unserer Sparrenhäuser der Umstand hinweisen, daß das schräge Aufgehen der Sparrenwände an diesen entlang einen toten Winkel schuf, der, soweit die ursprüngliche Eintiefung der Gesamthütte um nur 40—50 cm unter die antike Oberfläche bestehen blieb, höchstens für die Unterbringung von Lebensmitteln und Brennmaterialien verwertet werden konnte. Vielleicht hängt damit zusammen, was wir besonders in den Gruben mit Spiralbandkeramik beobachten konnten, daß die bis 2 m und mehr unter den Hüttenboden vertieften runden und ovalen Gruben, die wir teils als Schlafräume, teils als Keller erklären mußten, mit Vorliebe unmittelbar an den Rändern der Wohngruben angelegt waren, sodaß sie dicht am Fuße des Sparrengerüstes mit senkrechten Wänden sich in die angegebene Tiefe erstreckten. Auch an unserem Bau, dessen Vertiefungen sich in verhältnismäßig geringeren Maßen halten, kann man dies besonders bei dem älteren Teile beobachten¹⁾.

¹⁾ Aus dem nur annähernd rechteckigen „Dachhaus“ der Steinzeit läßt auch W. Schulz-Minden (Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit. Mannus-Bibliothek Nr. 11, 1913 S. 82) das Haus mit Firstdach hervorgehen, indem die Unterlage der Dachsparren, die bei den von ihm angeführten Beispielen aus einer Mischung von Lehm und Steinen bestand, sich zu einer Wand herausbildete. Unsere „Dachhäuser“ haben aber keine Unterlagen der Sparren gehabt, die, wie wir sahen, vielmehr pfostenartig in den Boden eingepflanzt waren. Wenn Sch.-M. den Oberbau der Häuser von Klein-Meinsdorf durch Heranziehung des Grabhauses von Leubingen in Thüringen zu erklären versucht, so scheint er auch dort den hufeisenförmigen Grundriß als ein an der einen Schmalseite abgerundetes Rechteck aufzufassen. Nach den Abbildungen dürfte aber Knorr, dem sie W. Sch. verdankt, recht haben, der die Klein-Meinsdorfer Häuser als Rundhütten erklärt, deren Wände nach dem Eingang hin etwas verlängert waren. Vgl. Mitteilungen des anthropologischen Vereins für Schleswig-Holstein 1911 S. 1—3, Hausreste neolithischer Zeit bei Klein-Meinsdorf, Kirchspiel Plön. Als älteste Hausform betrachtet Knorr

Eine Weiterentwicklung in der angedeuteten Richtung würden die Pfostenhäuser von Lißdorf darstellen, und zwar noch innerhalb der Kultur der Bandkeramik, von deren verschiedenen Gruppen dort der Hinkelsteintypus reichlich, die Spiralbandkeramik durch wenige Scherben vertreten war, während „Rössener Art“ nur einige Exemplare zeigten. Vgl. Prähist. Zeitschr. VI 1914 3/4 S. 299 ff. Als Übergangsform von den unregelmäßigen zu den rechteckigen Wohnstätten kann man das vollkommen aufgedeckte von den beiden Häusern (A auf Tafel 9 = Abb. 2 S. 296) besonders deswegen ansehen, weil seine Erbauer es nach Schuchhardt nur zu einem „leidlichen Rechteck“ gebracht haben, d. h. zu einem Trapez, dessen nördliche Lang- und östliche Schmalseite überdies nach den dargestellten Pfostenreihen nicht unbedeutende Biegungen zeigen und dadurch von den schematischen Grundrissen der Großgartacher Rechteckshäuser nach Schliz abweichen, auf den sich Schuchhardt S. 302 beruft bei der Behauptung, daß „das bandkeramische Haus der Regel nach ein rechteckiges war“. Keinesfalls aber können dafür als beweisend anerkannt werden die a. a. O. S. 298 Abb. 5 und 6 wiedergegebenen Grundrisse der Pfostenhäuser von Hönheim im Elsaß und Diemarden bei Göttingen. Denn beim ersteren sind die wichtigsten Pfostenlöcher an den Ecken sämtlich ergänzt, weshalb auch G. Bersu im Anzeiger für Elsässische Altertumskunde II Jahrg. 1910 S. 80 vorsichtig sagt, daß sich um diese Grube ein „wahrscheinlich“ rechteckiger Holzbau erhob. Bei dem Diemardener Bau aber handelt es sich nur um einen „Teil eines Grubenhauses“ der bei Göttingen wie in Hessen üblichen Art mit unregelmäßigen Vertiefungen im Boden;

überall den Rundbau, neben dem er (nach Schliz) schon in den steinzeitlichen Siedelungen Süddeutschlands auch Vierecksbau vorkommen läßt (a. a. O. S. 12). Vgl. auch C. Woelckes Besprechung der Arbeit von Schulz-Minden im Röm.-Germ. Korrespondenzbl. VII 1914 S. 72 ff. und F. Behns Ausführungen in der Germania, Jahrg. II S. 65 ff. In wie langen Zeiträumen sich übrigens die Entwicklung des Hauses vom reinen Dachwandbau zum Hause mit senkrechten Wänden vollzogen hat, zeigen die gallorömischen Grabsteine aus den Vogesen, die J. B. Keune im XV. Bande des Jahrb. der Ges. f. lothringische Gesch. S. 383 und im XVIII. S. 398 ff. und neuerdings R. Forrer, Das römische Zabern 1918 S. 60 ff. besprochen haben. Diese Grabsteine sind Nachahmungen keltischer Wohnhäuser, die bei vertikal abgeschnittenen Schmalseiten an den Langseiten Dächer haben, die teils vom Boden schräg gebogen sich zum Firstbalken vereinigen, teils auf niedrigen Vertikalwänden ruhen.

die beiden Pfostenlöcher aber liegen dort im Inneren der Gesamtgrube, offenbar auf einer der diese Vertiefungen von einander trennenden Lehmrippen. Sie haben also mit der Gesamtform nichts zu tun. Berücksichtigen wir, daß die Vertreter der Stichkeramik in der Wetterau und in Oberhessen zerstreut unter einer dichten Bevölkerung der Linearband-Keramik als jüngere Ankömmlinge gewohnt, nicht etwa diese verdrängt haben, wie die Gleichheit der Bestattungsform wie des Schmuckes und die Mischung der Keramik zum Wetterau-Typus zu beweisen scheint, berücksichtigen wir andererseits, daß, soweit meine Beobachtung reicht, die Häuser der jüngeren Ansiedler gegenüber der großen Mannigfaltigkeit der Hütten mit Spiralbandkeramik bei aller Verwandtschaft doch, wie wir oben sahen, gewisse Abweichungen und eine, wie es scheint, ziemlich gleichmäßig größere Geräumigkeit zeigen, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß die Ankömmlinge als Usurpatoren unter der alten friedlichen Ackerbau treibenden Bevölkerung in einer halb militärischen Organisation lebten, in ihren kleinsten Genossenschaften gewissermaßen zu Kontubernien vereinigt. So würde sich wenigstens am leichtesten die oben aus der Größe und Form unserer und mancher wetterauischer Gruben dieser Kultur gefolgerte Tatsache erklären, daß eine größere Anzahl von Männern zur Erbauung eines so stattlichen Hauses nach einem erkennbaren Plane vereinigt werden konnte, bei dem nicht nur die augenblicklichen Bedürfnisse, sondern auch die Möglichkeit einer Vermehrung der Insassen ins Auge gefaßt war.

3. Einzelfunde aus der Steinzeit.

Keramik ist aus dem oben angeführten Grunde nur spärlich und ausschließlich in meist kleinen Scherben vertreten. In der großen Wohnstätte fanden sich überall zerstreut, besonders in den Küchenräumen, Scherben großer und kleiner Gefäße, die, soweit sie sicher zu bestimmen waren, zweifellos der Rössener Kultur angehörten. Die gröberen und zugleich meist größeren sind im Bruch und größtenteils auch auf der Innenseite schwarzgrau gefärbt, auf der Außenseite mit braunrotem oder gelbrotem Überzuge. Die Schnurösen waren, soweit es festzustellen ist, horizontal durchbohrt und auf dem Kamme zum Teil mit Einkerbungen versehen. (Vgl. Tafel IX rechts). Eindrücke

finden sich auch auf dem etwas auswärts gebogenen Rande zweier Gefäße (Tafel IX unten links). Zwei zusammengehörige dicke Stücke mit zahlreichen eingesprengten kantigen Quarzkörnern, die wohl von einem Kochtopfe herrühren, bilden einen breiten, ganz flachen Boden von 10 cm Durchmesser (Tafel IX ganz unten). Ein steilwandiges Bauchstück, gleichfalls mit zahlreichen Quarzkörnern, hat eine undurchbohrte, flachgedrückte, vertikal gestellte Griffwarze. Diese Gefäße, besonders die kleineren unter ihnen, sind meist schwach gebrannt, so daß die gelbliche Oberfläche in warmem Wasser sich leicht schmierig abreibt.

Aus dem Rahmen der übrigen Keramik fällt das obere Stück eines Töpfchens aus schwarzem, außen mattglänzendem Ton mit ziemlich weit auswärts gebogenem Rande heraus, der, ergänzt, einen Kreis von 9–10 cm Durchmesser gebildet hat; die Höhe dürfte ihm im Maße entsprochen haben. Die Form des unteren Teils ist zweifelhaft, je nachdem man annimmt, daß das Gefäß ein kleiner Tulpenbecher des Michelsberger Typus oder ein Töpfchen des Rössener Stils war. Daher ist bei der Ergänzung im Römisch-Germanischen Centralmuseum dieser Teil weggelassen. (Vgl. Tafel X oben). Die Fundumstände sprechen für die Zugehörigkeit zum Rössener Stil, dem in seiner besonders bei Friedberg im benachbarten darmstädtischen Oberhessen nachgewiesenen Erscheinungsform alle verzierten Scherben zuzuweisen sind. Diese zeigen breite, nicht linear umgrenzte Flächen (Bänder) mit vertikal nach dem etwas auswärts gebogenen Rande oder im Winkel zu einander gestellten Reihen von Furchenstichen, meist kleinen Doppelstichen, zwischen denen die ursprüngliche Oberfläche glatte, teilweise zickzackförmige Leisten bildet. (Vgl. Tafel VIII oberste und unterste Reihe). Bei mehreren Scherben sind die vertieften Teile mit einer gelbroten Masse gefüllt, die bei einem dickeren Stücke eines größeren Gefäßes, dessen Stichreihen über einem noch erkennbaren Bauchknick, im Zickzack zu einander gestellte, horizontalumlaufende Bänder bilden, noch festhaftet (Tafel VIII zweite Reihe links). Bei einem kleinen Bröckchen ist weiße Kalkfüllung gut erhalten (Tafel VIII unten links), während bei einer anderen Scherbe nur noch kleine Reste auf dem Boden der Stiche zu erkennen sind (Tafel VIII oben). Ein Randstück zeigt oben scharfe Einkerbungen wie die nicht verzierten Gefäße, unten den Anfang der üblichen Stichver-

zierungen¹⁾ (Tafel VIII unten). Ein, wie die meisten übrigen, innen und außen schwarzgrau gefärbtes, an der Oberfläche mattglänzendes Stück eines auswärts gebogenen Randes ist über dem wohl zweifellos verziertem Bauche, wie es scheint, in der Richtung eines Knicks horizontal abgebrochen. (Tafel VIII unten, rechts von der Mitte). Von dem einzigen linearbandverzierten Stücke, welches im Gebiete der Überschneidung zu Tage kam, ist oben S. 94 die Rede gewesen. (Vgl. Tafel VIII, zweite Reihe in der Mitte). Im ganzen haben sich auch an den übrigen im Ebsdorfer Grunde festgestellten Hüttenstellen aus der jüngeren Steinzeit neben zahlreichen unverzierten Scherben bisher nur sehr wenige verzierte gefunden.

Umso wichtiger war es, daß von Anfang an und auch im Herbst 1917 in der großen Wohngrube sich in genügender Menge diejenigen Leitmuscheln gefunden haben, die neben der Keramik die Zuweisung der einzelnen Fundstellen zu der Gruppe der Bandkeramik rechtfertigen: Die aus Stein verfertigten Geräte, die uns in Verbindung mit den besonders in den Küchenräumen der großen Wohngrube zahlreich

¹⁾ Proben völlig gleicher Keramik wie die oben beschriebene aus einer auf dem Judenbergr bei Rüdighcim (Kreis Hanau) angeschnittenen Grube sind abgebildet in der Prähist. Zeitschr. III 1911 Tafel 12, 30—32 mit S. 34 und in Henschels Luginsland, Heft 41 S. 20. Ebensolche finden sich im Frankfurter historischen Museum, die der Verfasser und R. Welcker einer an der Lehmwand der Fischerschen Ziegelei bei Rödclheim (Frankfurt) hervortretenden Grube entnommen haben. Dazu kommt noch in der Wetterau Friedberg. Vgl. Quartalbl. d. h. V. f. d. Großherzogtum Hessen III. Folge Tafel 23 u. 24. Typisch verwandte Scherben aus zwei der unsrigen an Größe und Form sehr nahe stehenden Gruben sind von W. Bremer in der Prähist. Zeitschr. V 1913 S. 399 Abb. 25 mitgeteilt worden. Ähnlich in Form und Verzierungen ist auch das kleine Gefäß aus Hofgeismar bei Bochlau im 12. Supplement dieser Zeitschrift S. 20 Fig. 30. Vgl. Reinecke, Korrespondenzblatt für Anthropologie 1899 S. 36. Auch in der Nähe von Göttingen, wo längere Zeit, besonders in Diemarden, ausschließlich Gruben und, wie es scheint, auch Brandgräber mit Spiralbandkeramik der Wetterau-Gruppe gefunden worden waren, haben Voit und Heiderich im Jahre 1913 bei Roßdorf in einer Wohngrube zahlreiche Scherben desselben Typus gefunden. Vgl. Korrespondenzbl. f. Anthropologie usw. XLIV Nr. 2/3 S. 14 ff. mit Fig. 1—11 (S. 15). Dazu kommen linksrheinische und sächsische Funde. Für unsere Frage aber ist es von Interesse, daß sich in dem für die Verbreitung der Wetterau-Gruppe der Spiralbandkeramik wichtigen Landstreifen von der Weser bis zum Mittelrhein eingesprengt eine, wenn wir jetzt die Frauenberg-Funde einschieben, zusammenhängende Reihe einzelner Siedelungen mit gleichartiger Stichkeramik gefunden hat. Über die unseren Funden verwandten Typen aus diesem Landstrich vgl. G. Kossinna, Mannus-Bibliothek Nr. 9 S. 35 ff.

angetroffenen Knochenresten von Wiederkäuern auf friedliche Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht schließen lassen, und die dem Körperschmuck dienenden Halsketten aus Stein, Ton und Knochen, die wir in dem ganzen Gebiete, über welches sich die Leichenverbrennung verbreitet hat, nicht nur vereinzelt in den Hütten, sondern als regelmäßige Beigabe in den auffallend gleichartigen und gleichgroßen Brandgräbern finden.

Mahlsteine aus hartem Sandstein wurden in größerer Anzahl in den Küchenräumen gefunden, sämtlich, wie die Gefäße, nur in Fragmenten, die erkennen lassen, daß die ganzen Steine die in der neolithischen Zeit übliche kahnförmige Gestalt hatten. Die konkave obere Seite war durch den Gebrauch glatt gerieben, die untere roh zubehauen. Die Form war wohl dadurch bedingt, daß die Steine von den das Getreide mahlenden, bzw. quetschenden Frauen zwischen den Knien festgehalten wurden. Vgl. Henning, Denkmäler der Elsässischen Alttertümersammlung I 6 a u. b.

Die zu den Mahlsteinen gehörigen Getreidequetscher wurden mehrfach in denselben Räumen gefunden, meist eiförmige bzw. kugelige Steine, die an einer Seite durch den Gebrauch glatt gerieben sind. Bei einem setzt sich an der der abgeriebenen gegenüberliegenden Seite ein annähernd kegelförmiger Handgriff an. Ein sehr ähnliches, von ihm „Stössel“ genanntes Instrument aus Ophit hat Rüttemeyer (Alttertüml. afrik. Geräte und Prähistorie in der Zeitschrift für Ethnologie 43 1911 S. 256 mit Abb. 13) in der Oase Figuig in Süd-Marokko erworben. Nach seiner Beschaffenheit und den Fundumständen erklärt er es als neolithischen Getreidequetscher, der von den modernen Bewohnern gefunden und in der einst üblichen Weise wieder verwendet worden sei. Er beruft sich für den neolithischen Ursprung auf Paul Pallary in Oran und Gautier (Sahara algérien T. I Paris 1908 p. 130), nach dem in Nordafrika solche „cylindrische, ellipsenförmige“ oder runde „rouleaux écraseurs“ zahlreich in neolithischen Niederlassungen gefunden sind von derselben Art, wie sie noch heute dort im Gebrauch sind, um das Getreide, welches vorher mit dem keulenförmigen Stössel von Holz (pilon) in einem hölzernen Mörser, entsprechend den „innen polierten Steinnäpfen“ der neolithischen Zeit, zerstampft ist, durch die Frauen in Näpfen zu Mehl verarbeiten zu lassen. Wir haben hier eins der zahlreichen Beispiele für

die Tatsache, daß primitive Menschen, die räumlich durch Erdteile und Meere, zeitlich durch Jahrtausende von einander entfernt sind, überraschend gleiche Geräte gebrauchen, doch wohl, weil der gleiche Zweck Menschen mit gleichartigem Gehirn dieselben zweckdienlichen Mittel erfinden läßt

Messer und Schaber zur Bearbeitung von Holz und Leder haben sich vielfach gefunden, teils aus eingeführtem Feuerstein, meist aber aus leichter zu erhaltenden Gesteinsarten, wie Quarzit und Basalt (Tafel X unten). Die gefundenen kleinen nichtdurchlochten Beile haben die in bandkeramischen Siedelungen übliche „Dreiecks-“ oder besser gesagt Trapezform mit breitem Nacken und einseitig konvexem Querschnitt (Tafel X unten). Die zu derselben Kultur gehörigen „Schuhleistenkeile“ sind bis jetzt nur durch ein ganz kleines Fragment vertreten (Tafel X unten in der Mitte der untersten Reihe). Das beruht wohl auf Zufall. Dagegen entspricht das Fehlen durchlochter Äxte und Axthämmer der Tatsache, daß diese Geräte — wohl nicht Waffen — im Gebiete der Bandkeramik zwar nicht fehlen, aber doch seltener gefunden werden.

Der Umstand, daß die Aushebung so bedeutender Erdmassen, wie sie unsere große Grube voraussetzt, die Eingrabung und Einrammung der großen Sparrenpfosten und ihre an den Querschnitten der Pfostenlöcher erkennbare Bearbeitung noch andere, leistungsfähigere Werkzeuge erfordert hat als diejenigen, welche wir gefunden haben und regelmäßig in Wohnstätten ähnlicher Art finden, setzt eine ausgiebige Verwendung des Holzes für Spaten, Hacken, Schlegel, Ackerpflüge, wohl auch für Küchen- und Tischgeräte voraus, von denen wir in den regelmäßig auf sumpffreien Halden gelegenen Siedelungen der Bandkeramiker keine Spuren zu finden erwarten dürfen. Wie sie diese Instrumente mit den sich findenden Stein geräten bearbeiten konnten, bleibt immerhin, wenn nicht ein Rätsel, so doch ein Gegenstand unserer Bewunderung. Dasselbe gilt von manchen der Gegenstände, mit denen sie ihre Körper zu schmücken pflegten und die sie deshalb ihren Toten, bzw. deren Asche mitgaben. Was wir davon bisher an den Abhängen des Frauenberges gefunden haben, steht hinsichtlich des Geschmackes hinter den gleichartigen Funden aus der Wetterau und dem Maingebiet etwas zurück.

Das gilt besonders von den spinnwirtelförmigen Tonperlen, die wir vereinzelt in verschiedenen angeschnittenen Wohnstätten und in größerer Anzahl in den 3 Brandgräbern der beiden 1916 und 1917 vollständig aufgedeckten Wohngruben gefunden haben, wo sie nach dem Befund und den in der Wetterau gemachten Beobachtungen als Bestandteile des von dem oder der Toten bevorzugten Schmuckgegenstandes, der Halskette, unmittelbar auf dem Boden der zur Aufnahme der Asche ausgehobenen tellerförmigen kleinen Grube niedergelegt waren. So wurden in dem 1916 in der kleinen Grube aufgedeckten Grabe 6 (vgl. Abb. 3 oben rechts), in dem 1917 im Gebiete der Überschneidung ebenso unversehrt gefundenen 8 Tonperlen noch in situ angetroffen (Tafel IX über der Mitte). Das im südlichen Teile der älteren Grube gelegene Grab war anfangs von dem mit dem Abschürfen des Hüttenbodens beauftragten Arbeiter nicht erkannt worden, so daß zunächst nur 3 Perlen mit den Resten der verbrannten Knochen geborgen waren, während die übrigen vier erst nachträglich aus den bereits ausgeworfenen Schuttmassen zusammengesucht wurden (Tafel IX oben). Bei den erstgenannten Gräbern fiel die gerade Zahl auf, während in den Gräbern der Wetterau regelmäßig schon die ungerade Zahl (9, 11, 15) in Verbindung mit dem Umstande, daß gegenüber den meist abgestuften Maßen der übrigen Perlen eine, wie bei den Kieselketten, durch besondere Größe als Mittelglied zu erkennen war, vor der irrigen Annahme bewahrte, daß man etwa der Asche weiblicher Toten ihre Spinnwirtel in so großer Anzahl mitgegeben habe. Dort ließen die Perlen regelmäßig ihren Zweck auch dadurch erkennen, daß an ihren Außenseiten kreuzweise gestellte Rillen für die Umschnürung angebracht waren. Vgl. Alt-Frankfurt Jahrg. 2 S. 119, Abb. 2 g. Diese Kerben fehlen bei unseren überhaupt außergewöhnlich rohen Fundstücken. Ob die gerade Zahl sich dadurch erklärt, daß einzelne Glieder bereits zur Zeit ihrer Benutzung schadhaft geworden waren, mag dahin gestellt sein. Solche Perlen haben sich in der Wetterau wie bei Göttingen in Wohngruben und Gräbern mit Spiralbandkeramik der Wetterau-Gattung gefunden. In Brandgräbern mit Stichkeramik (Rössener Art) bei Frankfurt hatten die Kettenglieder meist die Form runder Tonscheiben von abgestufter Größe mit Riefen an der Peripherie wie die Tonperlen. Vgl. Alt-Frankfurt a. a. O. Abb. S. 118 Abb. 1 a u. e

und S. 119/120. Es wird wohl kein Zufall sein, daß in einer von W. Bremer bei Eberstadt in Oberhessen aufgedeckten Wohngrube mit Stichkeramik der Rössen-Großgartacher Art sich runde in der Mitte durchbohrte Plättchen fanden, die aus Gefäßscherben zurecht geschnitten waren. Vgl. Prähist. Zeitschr. V 1913 S. 418 Abb. 34. Ebenso ist in Sachsen bei Lockwitz aus einer Wohngrube ein rundes aus einer stichverzierten Scherbe zurechtgeschnittenes und in der Mitte durchbohrtes Plättchen zu Tage gefördert worden. Vgl. A. Teetzmann, Abhandl. der naturwissenschaftl. Gesellsch. Isis in Dresden 1905 Heft II Taf. III 5. In derselben Grube kam freilich auch ein ähnliches linearverziertes Stück zu Tage, Taf. III 4. Die spinnwirtelförmigen Perlen habe ich bisher nur mit Spiralbandkeramik vereint gefunden.

Dasselbe gilt von den auf der „hohen Straße“ und am Frankfurter Osthafen, seltener im Vorgelände des Taunus und weiter nördlich gefundenen Halsketten und Einzelanhängern aus durchbohrten Kieseln, wie einer im älteren Teile unserer großen Grube zu Tage kam (Tafel VIII dritte Reihe links). Das nur 3 mm dicke flache Steinchen hat länglich dreieckige Form mit abgerundeten Ecken. Der obere Teil mit der Durchbohrung ist 10 mm breit, der untere 17 mm. Die Länge beträgt 27 mm. Wie einige der in der Südwesterau mit Spiralbandkeramik gefundenen Kiesel von Halsketten hat er auf beiden Seiten am oberen Ende zwei schräg eingeritzte Furchen. Vgl. Prähist. Zeitschr. III Tafel 6, 8 und 9, auch S. 15 unten, 16 und 18/19. Außerdem waren beide Seiten mit feinen, fast verwischten eingeritzten Linien bedeckt wie manche der Tonanhänger von Büdesheim. Vgl. a. a. O. Tafel 9 Fig. 16, 27—30. So spricht denn auch dieser Fund dafür, daß wir die kleinere und ältere Grube der Spiralbandkultur zuweisen müssen. Der wetterauischen Spielart dieser Kultur sind auch Anhänger verschiedener Form aus Knochen eigen. Vgl. Alt-Frankfurt Jahrg. 4 S. 23 Abb. 2 und S. 24 Abb. 4. Zwei solche Anhänger (Tafel VIII, dritte Reihe in der Mitte und rechts), einer trapezförmig, der andere in Gestalt einer kleinen Perle, wurden, wie oben erwähnt ist, neben dem Grab mit Tonperlen in der kleinen Hütte östlich von den Frauenberghöfen 1916 gefunden. Das trapezförmige Plättchen erinnert in der Gestalt und durch den Umstand, daß es sich an der unteren, breiteren Seite verdünnt, an dreieckige

Steinbeile mit breitem Nacken, die, wie wir sahen, neben den s. g. „Schuhleistenkeilen“ für die bandkeramische Kultur charakteristisch sind. Daß solche Nachahmungen von Steinbeilen als Amulette gebraucht wurden, ist auch deswegen nicht unwahrscheinlich, weil Miniaturexemplare von Schuhleistenkeilen öfters in Wohngruben und, wie es scheint, auch in Gräbern gerade der Spiralbandkultur gefunden werden. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Steinbeilen, aber mit „spitznackigen“, hat auch der oben erwähnte Kieselanhänger, während der Gedanke, alle solche Anhänger und Kettenglieder der wetterauischen Brandgräber als Nachahmungen von Steinbeilen zu erklären, schon deshalb ausgeschlossen ist, weil sie regelmäßig nicht wie jenes platt sind, sondern ovalen, z. Teil sogar kreisrunden Querschnitt zeigen, so daß sie teilweise eher mit Keulen als mit Beilen verglichen werden können¹⁾.

Hier möge die Bemerkung Platz finden, daß unter den Schmucksachen der jüngeren Steinzeit, besonders des bandkeramischen Kulturkreises, naturalistische Darstellungen von Gegenständen und besonders von Lebewesen, im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Menschen aus der älteren Steinzeit, sehr selten sind. Die Gesamtformen wie die Verzierungen der Anhänger zeigen in Übereinstimmung mit den Ornamenten der Gefäße regelmäßig Motive des geometrischen Stils. Zahlreiche Beispiele sind in der Prähistorischen Zeitschrift III 1911 Tafel 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 14 und Abb. 2 S. 14, 6 S. 26, 7 S. 27 dargestellt. Unter allen von dem Verfasser gefundenen Gegenständen der angegebenen Art befinden sich nur einige wenige, bei denen an die Darstellung konkreter Dinge gedacht werden könnte: außer dem erwähnten Knochenanhänger ein Amulett aus Tonschiefer von Bonames (Alt-Frankfurt Jahrg. 2 Heft 4 S. 119 Abb. 2 k), bei welchem an eine menschliche Figur gedacht werden kann, ein Tonanhänger von Rüdighcim, auf dessen nicht ornamentierter Seite das Bild einer Gabel eingeritzt ist (Prähistorische Zeitschrift III S. 36 Abb. 11), ein ähnliches Stück von

¹⁾ Als Nachahmung von Steinbeilen hat man auch ein unseren Wetterauanhängern sehr ähnliches 60 mm langes, 20 : 30 mm breites „Bernsteinamulett“ erklärt, welches in einem Grabe der Bronzezeit gefunden ist. Vgl. J. Naué, Die Bronzezeit in Oberbayern 1894 Tafel XXII Fig. 5 und S. 19/20 und 128, der sich auf R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit von der Baggerei bei Schwarzort und anderen Lokalitäten Preußens 1882 S. 20 ff. und Tafel V 10 beruft.

Eschersheim bei Frankfurt und endlich, völlig vereinzelt, ein in einer Wohngrube neben der hohen Straße östlich von Bergen, die im Oktober 1916 angeschnitten, aber wegen des Krieges noch nicht weiter untersucht worden ist, neben mehreren Tonperlen gefundener Knochenanhänger in Gestalt eines Fisches. Vgl. Germania II S. 85 mit Abb. 2.

B. Gräber aus der Bronze- und Eisenzeit.

Während wir die Besiedelung der Abhänge des Ebsdorfer Grundes in der jüngeren Steinzeit besonders aus den Resten ihrer in den Boden vertieften Wohnstätten erkannt haben, sind aus den folgenden Perioden der Vorgeschichte, der Bronze- und Eisenzeit, welche die letzten beiden Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ausgefüllt haben, nur die Ruhestätten der Toten zum Teil äußerlich erkennbar erhalten geblieben. Von ihnen sind die Hügelgruppen im Erbenhausener Walde und auf dem Köpfchen von uns noch nicht durch Grabungen untersucht worden. Ihre Lagepläne werden hier mitgeteilt, um zu späteren Nachforschungen anzuregen und für sie eine Grundlage zu bieten. Die erstgenannte Gruppe liegt an der Westseite des Weges von Wolfshausen nach Erbenhausen, vom ersteren fast 2 km, von Erbenhausen 1 km entfernt, in der Nordostecke des Distrikts 8, wo mit dem genannten Wege eine größere Anzahl anderer Waldwege und zwei Distriktschneisen zusammentreffen. Ihre genauere Lage und Gruppierung läßt die von Herrn Bingemer her-

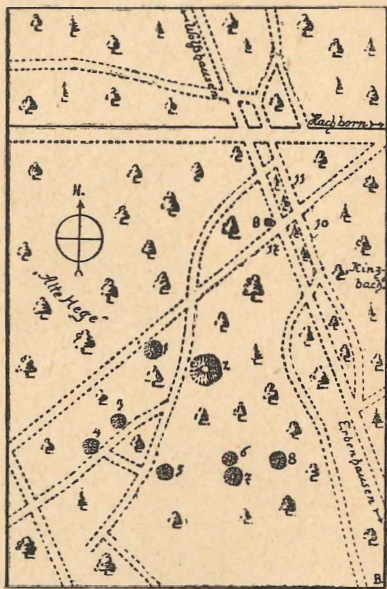


Abb. 8. Hügel im Erbenhausener Wald (Skizze).

gestellte Skizze erkennen. (Vgl. Abb. 8). Während diese Hügel von der alten Straße im Heiligenwald etwa 300 m

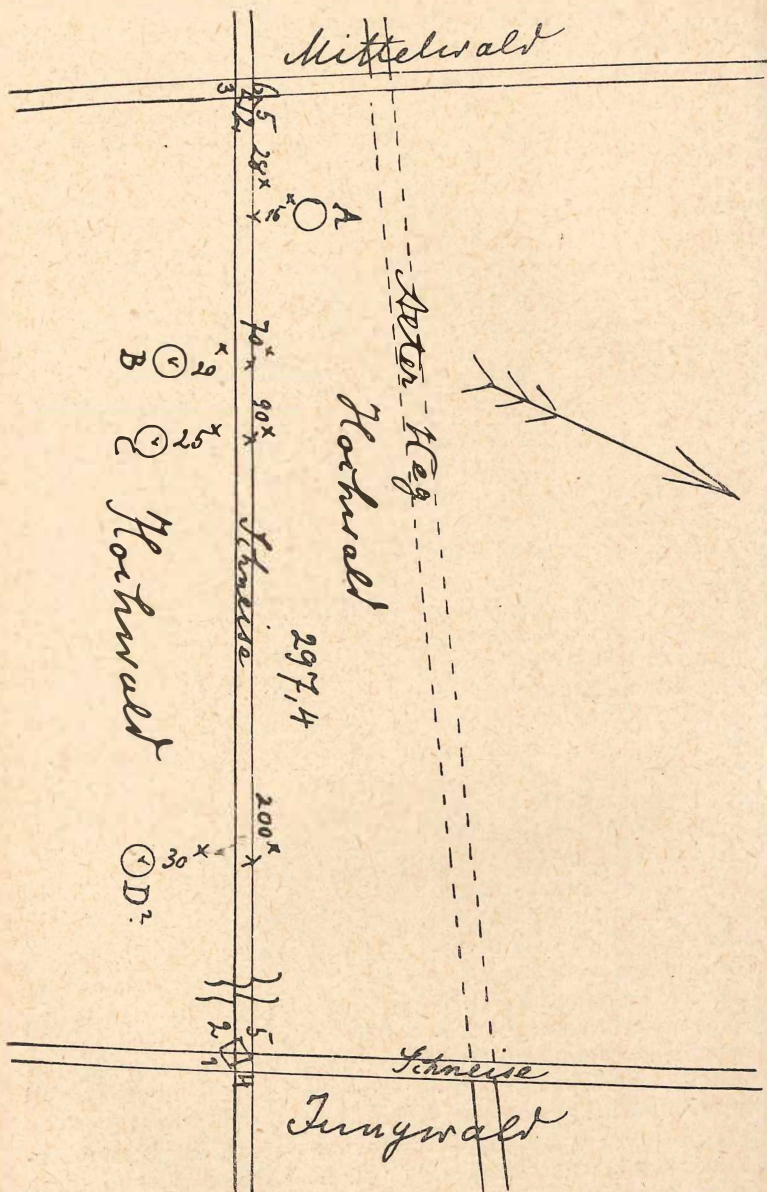


Abb. 9. Hügel auf dem Köpfchen (Skizze).

entfernt gegen den Abhang nach dem Tale der Zwester Ohm vorgerückt sind, liegen die auf dem Köpfchen, dem höchsten Punkte des zwischen dem genannten Tale und dem Bortshäuser Quertälchen sich ausbreitenden Höhenzuges, genau in der Linie der alten Straße, deren Reste hier infolge der vor wenigen Jahren erfolgten Abholzung in der Breite des Walddistriktes 5 beseitigt sind, während sie nach Westen und Osten als Waldweg noch erkennbar sind. Bei der Aufnahme habe ich die über den höchsten Teil der Höhe ziehende Distriktschneise als Standlinie zu Grunde gelegt. (Vgl. Abb. 9).

1. Das Urnenfeld am Südabhange des Frauenbergs.

Vgl. Abb. 10.

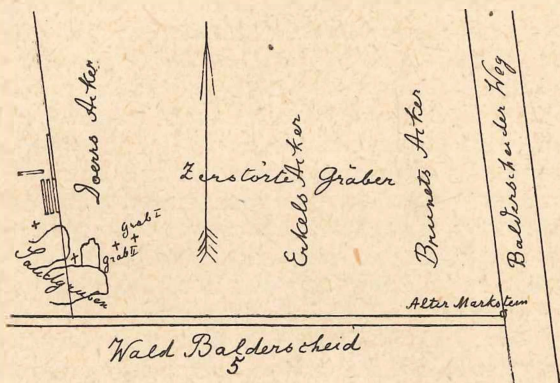


Abb. 10. Urnengräber am Südhange des Frauenberges.
1: 2000.

Während des Sommeraufenthaltes auf dem Frauenberg im J. 1915 wurde uns vom Besitzer des Gasthauses, Hern August Seebode, mitgeteilt, daß der Hofbesitzer Dörr von Hof Frauenberg im vorhergehenden Jahre auf seinem neben der Sandgrube vor dem Südostende des Balderscheider Waldes (oben S. 57 = V) gelegenen Acker Gräber mit Tongefäßen gefunden habe. Auf eine Anfrage bestätigte Herr Dörr die Mitteilung und fügte hinzu, daß auf seinem Grundstücke wie auf den zwischen diesem und dem Balderscheider Weg gelegenen Äckern seiner Nachbarn Erkel und Brunet beim Pflügen wiederholt große

und kleine Gefäße zerstört worden seien. Ein im letzten Herbste offenbar noch unversehrt erhaltenes Grab beschrieb er so, daß mit großer Wahrscheinlichkeit ein Brandgrab der jüngsten Bronze- oder frühesten Hallstattzeit anzunehmen war: „In einem zerdrückten Napf habe eine kleine verzierte Urne mit Knochenresten gestanden und außerdem mehrere kleine Gefäße, die teilweise in einander gesetzt waren. Das Ganze sei mit einem zerbrochenen Napfe bedeckt gewesen“. Von den Scherben war leider nichts mehr vorhanden. Dagegen konnte die kleine Urne und ein Näpfchen, welche ein Bekannter des Herrn Dörr mit nach Marburg genommen hatte, wieder herbeigeschafft werden. Sie sind dann von Dörr an die Marburger Schloßsammlung abgegeben worden. Ihre Beschaffenheit bestätigte die nach der Beschreibung des ehemaligen Besitzers gewagte Bestimmung. Die kleine grauschwarze, an der Oberfläche geglättete Urne, 13 cm hoch und an der breitesten Stelle im unteren Drittel 13 cm im Dm. breit, am oberen Rande 7,5 cm im Dm. weit, mit etwa 5 cm breitem flachem Boden, ist im oberen 3,5 cm hohen Teil zylindrisch geformt, am Rande etwas eingezogen. Der Bauch erweitert sich unterhalb einer ringsherumgehenden Rille, über der zwei kleine Henkel angesetzt sind, bis zu dem gerundeten Bauchknick, von dem er sich nach dem Boden wieder ebenso zusammenzieht. Von den unteren Ansätzen der Henkel ziehen sich je drei flach vertiefte Riefen, die durch zwei erhöhte Leisten getrennt sind, guirlandenartig über die beiden Seiten des sich nach unten verbreiternden oberen Teils des Bauches. Wo sie sich nach den Henkeln hin erheben, ist je ein knopfartiger Wulst im Zwickel angebracht, der die dargestellte Umschnürung gewissermaßen emporhält. Über dem Gesamtornament zieht sich, ihm parallel, eine Punktreihe herum. Das orangegelbe Näpfchen ist 3,5 cm hoch; die obere etwas eingezogene Öffnung mißt 7 cm im Dm. Es hat die übliche Form der den Brandgräbern der angedeuteten Periode — wohl mit Speisen — in wechselnder Zahl beigegebenen Gefäße. Ob man diese Urnenfelder zur Bronze- oder zur Hallstattzeit zu rechnen hat, darüber herrscht noch verschiedene Ansicht. G. Behrens hat sich in seinem Mainzer Katalog der Bronzezeit Süddeutschlands neuerdings für die Zuweisung zur Bronzezeit erklärt. Dafür spricht u. a. der Umstand, daß wenigstens in West- und Mitteldeutschland in Gräbern dieser Art regelmäßig keine oder nur

geringe Spuren von Eisen gefunden werden. Vgl. auch K. Schumacher, Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland, im X. Bericht der Röm. Germ. Komm. des Arch. Inst. S. 54.

Die Arbeiten des Jahres 1915 begannen mit der Untersuchung der Umgebung des von Dörr geretteten Grabes durch Anlegung von Versuchsgräben auf dessen Acker nördlich und östlich der Sandgrube. (Vgl. Lageplan Abb. 10). Das Ergebnis war die Aufdeckung von zwei Brandgräbern (Grab I und II) und einer Anzahl von Scherben, welche letztere bewiesen, daß auch die Angaben der Ackerbesitzer über frühere Funde richtig waren, daß wir also wirklich hier, dicht am Balderscheider Wege, die Reste eines größeren Urnenfeldes vor uns hatten, wie ein ähnliches, welches nach den von Pinder mitgeteilten Abbildungen von Gefäßen (P. Taf. I 26—28) derselben Periode angehört hat, auf dem Hemmerich gelegen hat. (Vgl. oben unter den Notizen „Hemmerich“). Die beiden Gräber bestanden aus je einer großen Urne von ähnlicher Form wie die von Dörr erhaltene kleine, aber ohne Henkel und Verzierungen, die zerdrückt, aber in ihren Bestandteilen noch vollkommen erhalten, aufrecht im gewachsenen Boden standen, sodaß sie mit der sie füllenden Masse gehoben und in das Gasthaus gebracht werden konnten, nachdem sie, ringsum freigelegt, photographiert worden waren. In der Umgebung des einen der beiden Gräber (II) fanden sich in der Humusschicht rohe Urnenscherben, wohl von dem durch den Pflug zerrissenen Napf, der die Urne bedeckt hatte. Neben der Urne I stand in halber Höhe noch eine kleine von derselben Form, die durch das Bodestück eines kleinen Napfes bedeckt war. Nahe dabei lag ein dicker Sandstein, wie sie über dem weißen Sand, der hier den gewachsenen Boden bildet, mehrfach vorkamen und besonders in der nördlichen Verlängerung der Sandgrube dicht neben- und übereinander eine erhöhte Bodenwelle bilden. Das erweckte anfangs die Vermutung, daß sie von verschleiften Grabhügeln herrührten, eine Annahme, die sich bei einer Durchgrabung der Erhöhung als irrig ergab. Gerade in ihr fehlten alle Spuren ehemals vorhandener Gräber, die sich in den tiefer gelegenen und tiefgründigen Ackerflächen zwischen ihr und dem Balderscheider Weg reichlich fanden.

Beim Auseinandernehmen der beiden Urnen ergab sich, daß beide etwa bis in die Mitte des Bauches mit

Asche, bezw. mit Asche und Kohlenstückchen vermischter Erde, und kalzinierten Knochenresten gefüllt waren. Darauf standen in Urne I zwei Näpfchen von der Form des durch Dörr geretteten, 4 bzw. 4,8 cm hoch und oben 10 bzw. 9 cm im Dm. weit. Der obere zylindrische Teil der Urne war auseinandergesprengt durch einen größeren Napf (21 cm Dm. am Rande), der, durch einen Sandstein beschwert, offenbar als Deckel gedient hatte und sich allmählich soweit in die Urne hineingesenkt hatte, daß sein Rand in gleicher Höhe mit dem der letzteren lag. Der Napf war, abweichend von den an anderen Orten gemachten Beobachtungen, aber übereinstimmend mit den im Jahre 1916 am Stempelberg gut erhalten gefundenen Brandgräbern, nicht über die Urne gestülpt, sondern mit der Öffnung nach oben auf sie gelegt worden¹⁾. Die Urne II enthielt außer den Knochen- und Aschenresten nichts.

Hier mögen noch einige Funde Erwähnung finden, die mit den Brandgräbern des Urnenfeldes nichts zu tun haben, aber insofern von Interesse sind, als sie für die Kontinuität der Besiedelung der Stelle am Balderscheider Wege von der frühesten Periode der Vorgeschichte ansprechen. In den zur Auffindung der Brandgräber führenden Versuchsgräben wurden — abgesehen von den erwähnten bronzezeitlichen Scherben — mehrere Feuersteinsplitter (dicht südlich von Grab II), ein undurchloches Steinbeilchen (nahe dem Grab I) der für die bandkeramische Kultur der jüngeren Steinzeit charakteristischen „breitnackigen“ Art und ein Sandstein von annähernd gleicher Form (am Rande der unten zu erwähnenden Ausschachtung) angetroffen. Endlich fand sich eine hartgebrannte hellgraue, im Bruche schwärzliche Scherbe vom Bauche eines Tongefäßes, wie es scheint, aus der älteren Bronzezeit (Tafel VIII 2. Reihe rechts). Da, wo der glatte obere (oder untere?) Teil des Bauches von der senkrechten Richtung sich mit rundlichem Knick nach innen umbiegt, setzt an eine scharf eingerissene Horizontalfurche ein mit gitterförmigen Furchen angefülltes Dreieck an, das an beiden Seiten von glatten Bändern begleitet ist, offenbar Teilen eines ringsum laufenden Zickzackbandes, an das sich nach unten (oder oben?) ein gleich-

¹⁾ In derselben Weise scheint nach der Abbildung eine in Kreuznach gefundene Graburne aus der jüngsten Bronzezeit durch ein Näpfchen abgedeckt gewesen zu sein. Vgl. G. Behrens, Bronzezeitliche Funde von der unteren Nahe. XXIX. Veröffentlichung des V. f. Heimatkunde zu Kreuznach 1918 S. 10/11 Abb. 4.

breites durch schräge Schraffierung ausgefülltes anschließt. Das Ornament ist demnach verwandt gewissen Typen der Wetteraukeramik aus der jüngeren Steinzeit. Noch näher aber kommt es dem einer Urne des Regensburger Museums aus einem Hügelgrabe, welches G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, Mainz 1916 Tafel XI 1 u. S. 125, 201 mitgeteilt hat. Ein südlich von den beiden Urnengräbern angelegter Versuchsgraben führte westlich in eine alte Bodenausschachtung, die weiterhin in die heutige Sandgrube verlief und wohl selbst einer früheren Ausbeutung des feinen weißen Sandes ihre Entstehung verdankt.

2. Die Hügelgräber im Heiligenwalde und im Walde Balderscheid.

Vgl. Abb. 11 und Abb. 12.

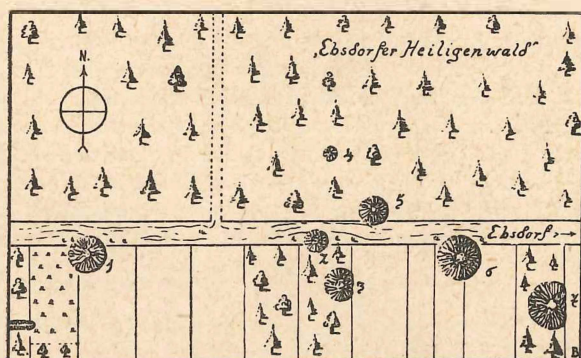


Abb. 11. Hügel im Heiligenwald (Skizze).

Von den oben erwähnten flachen Erhöhungen an der Südseite des alten Weges östlich von der „alten Schanze“ wurde unter Leitung des Herrn Bingemer vom 6. bis 9. Oktober 1915 Hügel II (nach Bingemers Protokoll) untersucht. Er liegt am Nordrande der Waldparzelle des Besitzers der Straßenmühle in Hachborn, Lauer, so, daß er sich mit seinem größten Teile in den Weg hinein erstreckt. Infolgedessen war er, wie alle Hügel dieser Gruppe, sehr verflacht. Es fanden sich keine Spuren von Steinpackung und Umgrenzung durch Randsteine, nur zwei verlorene Sandsteine. Dagegen war die angeschüttete Erde, besonders unmittelbar über dem gewachsenen Boden, mit Raseneisenstein gemischt. Etwa in der Mitte stand, wenig in den gewachsenen Boden eingegraben, eine

in den oberen Teilen zerstörte, in den unteren geborstene große Urne, die, soweit es zu erkennen war, in der Gesamtform den auf Dörres Acker gefundenen zu entsprechen schien, nur daß der untere Teil des Bauches in der bei La Tène-Gefäßen üblichen Weise durch „Besenstriche“ verziert oder rauh gemacht war. Die photographische Aufnahme ergab wegen des Regenwetters kein klares Bild. Die in und neben dem untersten Teile der Urne gefundenen Kohlen und kalzinierten Knochenrestchen bewiesen, daß auch dieser Hügel ein Brandgrab geborgen hat. Von Neben- oder Nachbestattungen fanden sich keine Spuren. Die durch das Wetter erschwerte Untersuchung hatte immerhin insofern ein Ergebnis, als der vermutete Grabcharakter eines Hügels erwiesen und dadurch auch für die übrigen in hohem Grade wahrscheinlich gemacht wurde. Die Urne wurde mit der sie ausfüllenden harten Erde nach Marburg gebracht und später in demselben Zustande der Direktion des Römisch-Germanischen Museums in Mainz behufs Ergänzung durch die in der Füllung vermutlich noch vorhandenen Scherben übersandt. Dabei fanden sich im Bauche neben Stücken des oberen Teils der Urne selbst auch solche eines grauen Napfes, der vermutlich umgestülpt als Deckel gedient hatte und bei der Abtragung

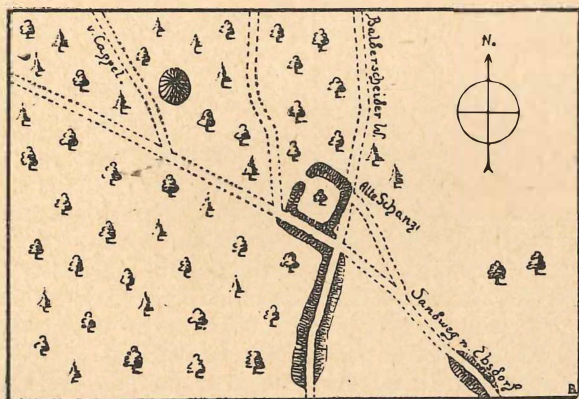


Abb. 12. Hügel und Schanze im Walde Balderscheid (Skizze).

der oberen Teile des Hügels mit den Bruchstücken des Halses und des Randes der Urne in den noch hohlen Teil des Bauches hinabgedrückt war. Nach diesen Fund-

stücken ließ sich das Grab als ein Brandgrab aus der jüngeren (germanischen) La Tène-Zeit bestimmen.

Wenig befriedigend war auch das Ergebnis der Untersuchung eines ganz vereinzelt im Walde Balderscheid, 140 m vom östlichen Waldrande und dem an ihm entlang ziehenden alten Balderscheider Weg und ebensoweit von der neben dem Ebsdorfer „Sandwege“ gelegenen Schanze, dicht östlich von dem Touristenpfad Ebsdorf-Cappel gelegenen Hügels (vgl. Abb. 12). Der Zweck der Grabung, der Nachweis, daß er ein Grab bedeckt hatte, wurde aber erreicht. Der Hügel war an der ursprünglichen Peripherie durch einen Rand von Sandsteinen eingefast (Dm. etwa 8 m). Im Inneren fand sich eine Packung aus großen, meist flachen Sandsteinen, unter der nahe der Mitte am östlichen Ende der gewachsene Boden in der Länge eines Armes durch kleine Knochenteilchen grau gefärbt war. Gegenüber der Stelle lag am westlichen Rande der Packung auf dem gewachsenen Boden ein dünner, massiver Halsring aus Bronze. Am nördlichen Ende der Packung wurde zwischen den Steinen ein Spinnwirtel aus Ton gefunden, der durch seine doppeltkonische Form sich von den Tonperlen der jüngeren Steinzeit unterschied. Ring und Wirtel weisen das Grab, eine Körperbestattung, der Bronze- oder, wahrscheinlicher, der Hallstattzeit zu.

3. Die Hügelgruppe neben dem Sandwege am Fusse des Stempels.

Vgl. Abb. 13.

So dürftig das Ergebnis des ersten Jahres an Einzel-funden gewesen war, so reich war die Ausbeute aus Hügel-gräbern im Herbst 1916. Fünfhundert Meter nordöstlich von der Kreuzung von Straßen und Waldwegen bei Hof Kapelle biegt vom „Sandweg“ (blaue Kreuze) in östlicher Richtung der Waldweg nach dem Elisabethenbrunnen (weiße Rechtecke) ab. Er läuft, sich den Höhenkurven anschmiegend, im ganzen etwa der Linie parallel, in der wir die nordöstliche Fortsetzung des Balderscheider Weges suchen. Von seinem Schnittpunkte mit dem Sandwege aus führt zwischen beiden nach dem Gipfel des Stempels die Distriktschneise zwischen den Distrikten 38 und 39, die an dem genannten Ausgangspunkte mit 35 und 36 zusammentreffen. Dort macht sich, besonders an der Ost-

seite der Schneise, eine Anzahl von Erhöhungen bemerkbar, auf die wir durch die beiden im Arbeitsberichte erwähnten Grabfunde aus den Jahren 1914 und 1916 hingewiesen wurden. Das Suchen nach Findlingsteinen, dem

diese Funde verdankt worden waren, machte sich auch an den erwähnten Erhöhungen bemerkbar. Auch dort hatten über die Oberfläche hervorragende Sandsteine zum Schürfen angelockt, wodurch die Form der Hügel entstellt und ihr Grabcharakter noch zweifelhafter gemacht worden war. Die Vermutung, daß die Findlinge in Wirklichkeit Bestandteile der Packungen und Steinkränze von Gräbern waren, die durch Waldkultur und die Abschwemmung des Bodens an dem Bergabhänge nach Süden an

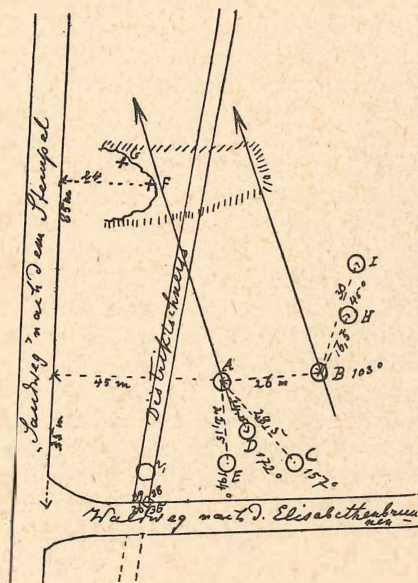


Abb. 13. Hügelgräber am Sandweg. 1:2000.

die Oberfläche gekommen waren, sollte sich bestätigen. Wie so oft war die hier unbewußte Entdeckung der Anlaß zur Vernichtung von Kulturdenkmälern geworden.

Zwei der Hügel (A und B) östlich der Schneise wurden — diesmal ohne Rücksicht auf hindernden Baumwuchs — systematisch ausgegraben. Sie enthielten in völliger Übereinstimmung des Aufbaus und des Inhalts je ein unter dem Mittelpunkt gelegenes Brandgrab der spätesten Bronzezeit mit außergewöhnlich zahlreichen, zum großen Teil gut erhaltenen Tongefäßen.

Der Hügel A, dessen Mittelpunkt 14 m rechtwinkligen Abstand von einem 45 m von dem Distriktsstein 39—38—36—35 entfernten Punkte an der Distriktschneise hatte, war etwa 15 m Dm. an der Grundfläche breit und — abgesehen von dem natürlichen Gefälle (nach S. O.) — nur etwa 0,50 m hoch. Vor seiner Verschleifung hatte er

nur einen Durchmesser von 10 m und eine entsprechend größere Höhe gehabt. Dies ergab sich aus dem Vorhandensein eines Rings von Sandsteinen verschiedener Größe (10—30 cm l.), der den Mittelpunkt in nicht ganz regelmäßiger Kreisform umgab. Die Steine lagen auf dem gewachsenen Sandboden, mit ihren unteren Enden nur wenig in diesen eingedrückt, durchschnittlich 0,50 m unter der Oberfläche, aus der sie aber an einzelnen Stellen, wie bemerkt worden ist, hervorragten. An der höchsten Stelle des Hügels fand sich dicht unter der Oberfläche eine etwa 0,50 m starke Packung von Sandsteinen, die sich 2,40 m lang und 2 m breit von der Mitte nach S. S. W. erstreckte. Etwa 1,20—1,90 m südlich von dem angenommenen Mittelpunkt lag eine 1,10 m lange und 0,70 m breite, 0,30 m dicke Sandsteinplatte auf dem gewachsenen Boden, ringsum gestützt durch faustgroße Sandsteine. Innerhalb dieses kleinen Steinkranzes war eine bis 18 cm starke Lage von Holzkohle, die sich in der Ausdehnung der Steinpackung — wohl als einstige Verbrennungsstätte des Toten — erstreckte, durch eine kreisrunde Grube unterbrochen, die, von einer großen Urne ausgefüllt, in den gewachsenen Boden eingegraben war. Die Urne war zwar, wie kaum bemerkbare Linien verrieten, in eine Anzahl großer Stücke geborsten, die später einzeln herausgenommen werden mußten, vorher aber Gestalt und Größe genau erkennen ließen und eine Messung gestatteten. Auf der Öffnung lag, völlig unversehrt, ein durch einen Stein beschwerter großer Napf, mit der hohlen Seite nach oben. Er hat die Urne so vollkommen geschlossen, daß unter ihm ihr cylindrischer Hals mit horizontal abstehendem scharfkantigem Rande noch völlig leer gefunden wurde. Der durch den Steinkranz getragene Deckstein samt der auf ihm liegenden Packung und Erdmasse hatte den Napf nur wenig auf die Urne gedrückt und dadurch die Sprünge verursacht. Völlig unversehrt fanden sich im Bauche der Urne auf den die untere Hälfte füllenden Aschen- und Knochenresten 8 kleinere Gefäße: eine kleine Urne von ähnlicher Gestalt wie die große, ein Henkeltöpfchen und 6 Näpfchen verschiedener Größe so in- und nebeneinander gestellt, daß sie im Bauche des großen Gefäßes genügenden Raum fanden.

Der zweite Hügel (B) hat ähnliche Beschaffenheit wie der beschriebene gehabt. Durch frühere Eingriffe war aber ein Teil des Steinkranzes beseitigt und die Sand-

steine der Packung aus ihrer ursprünglichen Ordnung gebracht, sodaß sie zum Teil mit dem Kranze zusammenzuhängen schienen. Das Grab lag auch hier unter der Mitte des Hügels. Der deckende Napf war ebenso wie die Urne zerdrückt. Aber wie dort fanden sich unter den Scherben der beiden großen Gefäße noch eine kleine glänzend schwarze Urne von ähnlicher Gestalt wie die große, ein Henkeltöpfchen, 3 ganz erhaltene Näpfchen und Scherben von zwei anderen, die, glänzend schwarz, den im Hügel A gefundenen auch in der Verschiedenheit der Maße entsprachen. Zwischen den Steinen der Packung und am Rande des Hügels wurden hier mehr zerstreute Scherben, zum Teil mit kreisförmigen Durchbohrungen und eingeritzten Linien gefunden.

Von den beschriebenen Gräbern haben sich die beiden 50 m nordwestlich von Hügel A in den Jahren 1914 und 1916 zufällig gefundenen nach den Mitteilungen des Forstrats Hermes und der Beschaffenheit der in die Marburger Schloßsammlung gekommenen Fundstücke nur dadurch unterschieden, daß in ihnen je ein Gegenstand aus Bronze vorkam. Auch ist bei ihnen kein künstlicher Hügel beobachtet worden. Sie wurden vielmehr in einer von der Sandgrube nach Osten ziehenden natürlichen flachen Bodenwelle gefunden, deren dicht unter der Oberfläche beginnender Sandsteinfels wie die Packungen und Steinkränze der benachbarten Hügel zur Ausbeutung für den Wegebau einluden. Möglicherweise hat man eben wegen des Vorhandenseins einer natürlichen Erhebung auf die Anschüttung eines künstlichen Hügels verzichtet. Doch mahnt der Umstand, daß die Angaben über die Beschaffenheit der beiden Gräber auf die Mitteilungen der Waldarbeiter aus zwei verschiedenen Jahren zurückgehen, zur Vorsicht.

Aus dem Grabe G (1914) sind folgende Gegenstände erhalten: 1) Bestandteile einer großen Urne, 2) ein Näpfchen mittlerer Größe, 3) ein kleineres Näpfchen, 4) ein Ring aus Bronzedraht von der Größe von Fingerringen, an dem ein Röhrchen aus zusammengerolltem Bronzeblech mit 3 erhöhten Querrippen hängt. Einen Kettenschmuck aus einer größeren Anzahl solcher Glieder, mit denen „dreieckige durchbrochene Mittelstücke verbunden sind, an denen 3 zweispitzige Anhänger baumeln“, erwähnt Behrens in seinem Katalog der Bronzezeit S. 254, 670 als bei Bretzenheim (in der Nähe von Mainz) gefunden. 5) Kal-

zinierte Knochenreste. Das sicherlich auch hier vorhandene Deckelgefäß war wohl wegen der Lage des Grabes dicht unter der Oberfläche zerstört und daher von den Arbeitern nicht geborgen worden. Ausdrücklich aber wird erwähnt, daß das Grab von Steinen bedeckt war.

Vollständiger erhalten, weil nach der inzwischen von Regierungsrat Hermes gegebenen Anweisung auf das Vorkommen von Funden mehr geachtet wurde, war der Inhalt des am 21. Juli 1916 aufgedeckten Grabes F. Es enthielt: 1) eine große Urne in Scherben mit Knochenresten und Wurzeln, 2) ein kleines Urnchen mit Guirlandenornament, darauf 3) ein Näpfchen (Öffnung nach oben) als Deckel, 4) ein Näpfchen von mittlerer Größe (ursprünglich auf die große Urne gedeckt?), 5—7) drei kleine Näpfchen, 8) einen kleinen massiven Bronze-Armring (3,5 cm innerer Durchmesser) mit über einander greifenden Enden, der in der kleinen Urne lag. Sämtliche Fundstücke fallen durch ihre geringe Größe auf, weshalb die ausgesprochene Vermutung, daß sie Bestandteile eines Kindergrabes seien, nicht ohne weiteres abzuweisen ist.

Nach der Keramik gehören beide Gräber, mögen sie unter Hügeln gelegen haben oder nicht, derselben Periode an wie die Hügel A und B und die Urnengräber vom Balderscheider Weg. Dem widerspricht auch der Ring nicht. Ein ähnlicher „mit wenig verdünnten Enden“, aber ohne die ringförmige Kante an diesen befindet sich unter den Stücken des „spätbronzezeitlichen Depotfundes“ von Homburg v. d. H. Vgl. *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, V Taf. 26, 442, wozu S. 138, 442 bemerkt ist: „Ringe mit übergreifenden Enden sind in der Bronze- und Hallstattperiode nördlich der Alpen etwas seltener als in der Villanova-Kultur Italiens“. Vgl. auch A. u. h. V. V Taf. 3, 64 und S. 11 Nr. 61—64; *Quartalbl. des hist. V. f. d. Großherzogt. Hessen*, N. F. II S. 373 und Taf. 28, 10.

4. Die Hügel östlich der grossen Sandgrube.

a) Die obere Gruppe.

Vgl. Lageplan Abb. 14 oben.

Während die Grabungen in den Jahren 1915 und 1916 im Heiligenwald und am Balderscheider Weg wie am Fuße des Stempels ausschließlich Brandgräber, und zwar größtenteils aus einem bestimmten Abschnitte der Bronzezeit zu Tage gefördert hatten und nur in dem isolierten

Hügel des Balderscheid-Waldes Spuren einer Körperbestattung gefunden waren, haben die Untersuchungen des Jahres 1917 am Abhange des Stempelkopfes und am Wittstrauch ein ganz anderes Ergebnis gehabt, zu dem die noch im Herbst 1916, kurz vor der Beendigung der Arbeiten notgedrungen vorgenommene Durchgrabung der beiden nördlichsten Hügel der erstgenannten Gruppe bereits den Übergang gebildet hatte. Diese beiden Hügel, von denen der eine (Lageplan Abb. 14 I) dicht östlich der Distriktschneise, der andere (II) ebenso nahe westlich von ihr, etwa an der Grenze des tertiären Sandes und der Basaltkuppe des Stempels lagen, wurden nicht in der Hoffnung auf bedeutende Ergebnisse in Angriff genommen, sondern weil die in jüngster Zeit erfolgte Ausbeutung des Steinmaterials, hier des Basalts wie 300 m weiter unterhalb neben derselben Schneise des Sandsteins, sie mit völliger Vernichtung bedrohte.

Es schien zweckmäßig, bevor dies geschah, wenigstens festzustellen, ob sie Gräber enthalten und welcher der vorgeschichtlichen Perioden diese angehört hatten. Diese Absicht wurde wie bei den oben besprochenen erreicht. Bei dieser Gelegenheit sei die Bemerkung gestattet, daß wir bei den bisherigen Grabungen an Hügeln weniger durch museologische Interessen bestimmt wurden als durch die Absicht, die bisher noch völlig im Dunklen liegende Besiedelungsgeschichte der Landschaft einigermaßen aufzuklären. Dafür eigneten sich aber die unscheinbaren und mit Vernichtung bedrohten Bodenerhebungen, wie der Erfolg gezeigt hat, mindestens ebenso gut wie die stattlicheren und unversehrten Hügel, über deren Grabcharakter an sich kein Zweifel bestehen konnte und deren Schutz und etwaige spätere Untersuchung wir dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde und seiner Marburger Ortsgruppe vorbehalten und empfehlen wollten. Zu diesem Zwecke haben wir sie kartographisch festgelegt und im Gelände die von uns durchsuchten nach Herstellung ihrer früheren Gestalt durch Eintreibung eines starken Pfahls über der Grabstelle gewissermaßen als Warnungstafel gegen erneute, dann vergebliche Untersuchung gekennzeichnet.

Hügel I (Abb. 14) Abstand des scheinbaren Mittelpunktes 7,75 m vom Ostrande der Distriktschneise, 51 m nördlich vom Distriktstein 44—43—39—38. Höchster Teil noch 0,85 m über dem gewachsenen Boden. Die Ausgrabung

leitete Dr. Knetsch, mit dem der Verfasser das Ergebnis aufnahm. Sechs zwischen den Bäumen radial nach der Mitte ausgehobene Gräben ließen einen Kranz von Basaltsteinen (Dm. etwa 7 m) erkennen, der außen von einer flach muldenförmigen Vertiefung begleitet war. In der Mitte konnte eine starke Packung von Basaltsteinen festgestellt, aber ihre Form wegen der zahlreichen Wurzeln von Buchen nicht genau ermittelt werden. Zwischen den Steinen der Packung fand sich, in drei Stücke zerbrochen, ein massiver Bronzering mit neunmal vier halbkreisförmigen Wulsten, so daß die den Körper berührende Seite glatt war. Der Durchmesser

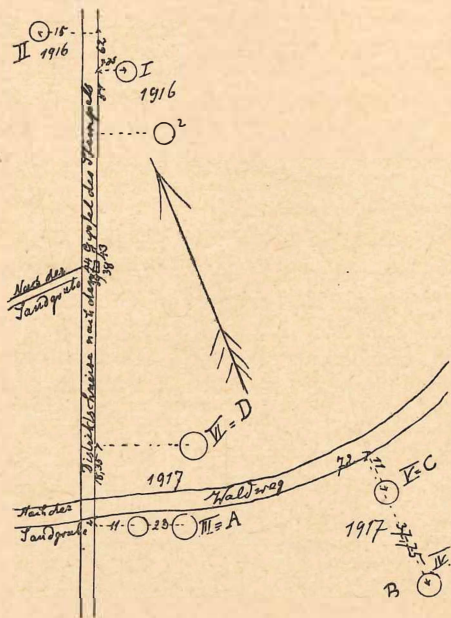


Abb. 14. Hügel östlich der Sandgrube. 1 : 2000.

betrug, an der Innenseite gemessen, 16 cm, die Dicke 6 mm, mit den Wulsten 8 mm. Ähnliche Ringe sind im darmstädtischen Oberhessen und in Starkenburg gefunden. Abgüsse befinden sich im Röm.-Germ. Centralmuseum 18 458 und 3386. 2) ein in vielen Stückchen auf einer bräunlichen Erdscholle, die noch die ursprüngliche Gestalt, eine hohle Kugelkappe von 4 cm Dm. und 2,5 cm Höhe, erkennen ließ, haftendes Bronzeblech. Das Stück war wohl auf einem Gürtel aufgeheftet (Tutulus?) und spricht dafür, daß der oder die Tote bekleidet beigelegt war. Von Kohlen und Scherben fanden sich keine Spuren. Nach den Bronzefunden gehörte der Hügel der späteren Hallstattzeit an.

Hügel II. Abstand der Mitte vom Ostrande der Schneise nach Westen 15 m. Entfernung vom Distrikt-

stein 62 m. Höchster Punkt etwa 1 m über dem gewachsenen Boden. Durchmesser vom Außenrande des Steinkranzes gemessen etwa 9 m. Leiter der Ausgrabung Geh. R. Küch, der gemeinsam mit dem Verfasser auch die Aufnahmen machte. Nach Küchs Protokoll waren die Steine an der ganzen Ostseite der Peripherie bereits ausgebrochen.

Der noch vorhandene Teil des Hügels konnte wegen des Baumstandes nur durch zwei sich annähernd rechtwinkelig kreuzende Gräben durchschnitten und der Steinkranz an der Außenseite, soweit es die angedeuteten Umstände gestatteten, verfolgt werden. Er war am nördlichen Ende des einen Grabens 2,05–2,30 m, am südwestlichen Ende des anderen 1–1,25 m breit. „Der mittlere Raum des Hügels bestand — abgesehen von wenigen dicht unter der Oberfläche liegenden Steinen — lediglich aus Erde.“ Dieser Befund ist wohl nur so zu erklären, daß die Packung des Grabes, weil ihre Steine infolge der Abflößung des Erdreiches am meisten hervorragten, schon früher besonders ausgiebig benutzt und der entstandene Hohlraum mit der ausgeworfenen Erde wieder ausgefüllt worden war. „Genau im Schnittpunkte der beiden Gräben, also unter dem höchsten Teile des Hügels, wurde 0,65 m unter der Oberfläche in wagerechter Lage eine leider zweimal durch die Hacke getroffene und dadurch eingeknickte Bronzenadel von 30 cm Länge gefunden. Die Erde in der Umgebung der Nadel zeigte keinerlei Beimischung von Bestandteilen, die auf Brandbestattung schließen lassen. Auch keinerlei Gefäßreste wurden in dem Hügel zu Tage gefördert. Nur ganz vereinzelt fanden sich 30 cm südöstlich von der Nadel, 25 cm unter ihrem Horizont, einzelne Stückchen Holzkohle. Auffällig war ferner, daß in gleicher Tiefe wie die Kohlenstückchen, zum Teil noch tiefer, in einem Umkreis von 60 cm Dm. zahlreiche kleine, unbearbeitete Kieselsteine lagen. Die Mitte des Hügels wurde in einem Umkreis von etwa 1,30 m untersucht, ohne weitere Fundstücke oder sonstige Anhaltspunkte zu liefern.“ Körperbestattung ist auch hier zweifellos. Die Nadel ist eine s. g. „geschwollene“ mit umgekehrt konischem Kopf, dessen Abschlußfläche etwas konkav ist. Der geschwollene Teil und der Kopf sind geriefelt. Die Länge (ohne die abgebrochene Spitze) beträgt 22 cm, der Durchmesser des Schaftes oben 4,5 mm, am Ende 1,5–2 mm. Ähnliche Nadeln erwähnt G. Behrens a. a. O. S. 204, 502 Abb. 39, 4 aus dem darm-

städtischen Oberhessen und S. 193, H. 12 mit Tafel XVIII, 4 aus Starkenburg. Sie gehören der mittleren Bronzezeit an.

Ein 17 m südlich von H. I, 25 m östlich von der Distriktschneise gelegener Hügel ist noch nicht untersucht worden.

b) Die untere Gruppe.

Abb. 14 unten.

Dagegen wurde im Herbst 1917 eine etwa 100 m unterhalb der beiden halbzerstörten Hügel beginnende größere Gruppe, die sich vom Schnittpunkte der Distriktschneise mit dem von der großen Sandgrube östlich ziehenden Waldwege an diesem entlang nach S. O. zieht, unter Leitung der Herren Küch und Knetsch untersucht. Ausgegraben wurden 4 Hügel.

H. A (= III) liegt unmittelbar südlich vom Waldwege, mit der Mitte 23 m von der Distriktschneise entfernt. Er enthielt weder Packung noch Randsteine. In der Mitte fand sich etwa 70 cm unter der Oberfläche im gewachsenen Boden eine flache Mulde von 1 m Durchmesser, die mit einer starken Schicht tiefschwarzer Holzkohle angefüllt war, in der zahlreiche Kiesel von verschiedener Größe, aber sonst keine Fundstücke lagen. Die an verschiedenen Stellen der Anschüttung gefundenen Scherben konnten in Mainz zum Teil zum Boden und unteren Bauchstücke eines wohl eimerartigen Gefäßes von schmutzig grauer Farbe zusammengesetzt werden. Der Boden maß 8 cm im Durchmesser, die erhaltenen Teile des Bauches waren 17 cm hoch und oben 12 cm im Durchmesser weit. Der Hügel hat demnach ein Brandgrab der jüngeren La Tène-Zeit enthalten.

Ihm gegenüber liegt nördlich vom Waldwege ein besonders stattlicher Hügel (D), in dem sich aber wider Erwarten außer einigen unbestimmbaren Scherben gar nichts fand. Völlig ergebnislos war auch die Durchgrabung eines 72 m östlich von der Distriktschneise und mit der Mitte 11 m südlich vom Waldwege gelegenen Hügels (C), der durch zahlreiche über die Oberfläche hervorragende Steine besondere Hoffnungen erweckt hatte.

Vorher hatte der Hügel B erhebliche Arbeit bereitet, der 26 m südlich von C und 37 m (Mitte) vom Waldwege bei 72 m Abstand von der Distriktschneise entfernt, neben einem alten Hohlwege lag, welcher in südöstlicher Rich-

tung den Wald zwischen dem genannten Waldwege und dem nach dem Elisabethenbrunnen führenden (weiße Striche) durchzieht und jenseits des letztgenannten Weges etwa nach der Hahnerheide und Moischt weist, wo seine Richtung im Felde geradlinige alte Hohlwege wieder aufzunehmen scheinen. Der Hügel enthielt eine starke, scheinbar unversehrte Steinpackung und einen ebensolchen Steinkranz. Unter der Mitte fand sich eine rechteckige Grube 1,20 m tief in dem gewachsenen Boden, die vollständig angefüllt war mit Steinen, die aus der Packung hinabgesunken waren und sich so dicht aneinander und an die Grubenränder gedrängt hatten, daß sie nur mühsam mit der Spitzhaue herausgeholt werden konnten. Da sich keine Spur von Scherben fand, war es umso wichtiger, daß, in den gewachsenen Sandboden der Grube eingedrückt, sich ein Klumpen sehr harten rostfarbigen Sandes fand, in dessen Bruchstelle sich ringförmige hohle Eisenreste von geringer Stärke erkennen ließen. Nach diesem spärlichen Befund mußten wir annehmen, daß wir ein Bestattungsgrab aus der La Tène-Zeit vor uns hatten, in dem der Leichnam in einem Sarge gebettet war, nach dessen Verwitterung die über ihm liegenden Steine der Packung in den entstandenen Hohlraum hinabgefallen waren und diesen infolge der Schwere der über ihnen liegenden Massen in der geschilderten Art vollkommen ausgefüllt hatten. Vorher aber mochten durch den Luftzutritt zwischen den allmählich hinabsinkenden Steinen alle Teile des Leichnams nebst allen Beigaben verschwunden sein mit Ausnahme des in dem Sande des Bodens durch seinen mit ihm verbundenen Rost teilweise erhaltenen Eisenringes (?).

5. Die Hügel am Wittstrauch.

Am Nordostabhänge des Wittstrauch liegen unmittelbar nördlich von dem Rande des im Jahre 1915 abgeholzten Gipfels an dem den Waldweg von Hof Frauenberg nach dem Stempel in geringem Abstände östlich begleitenden Pfädchen entlang mehrere ganz verflachte Hügel im Laubwalde: zwei kaum noch erkennbare 13 und 30 m (Mitte) vom heutigen Südrande des letzteren entfernt unmittelbar an bzw. auf dem Pfade, zwei andere 50 und 100 Schritte nördlich vom Rande etwas mehr waldeinwärts, zwischen ihnen noch eine größere, aber durch Wald-

bestand unzugängliche Erhöhung. Dieser Stelle galten die ersten Grabungen im Herbst 1917, um, wie oben bemerkt wurde, durch Stichproben festzustellen, ob die Erhöhungen Gräber bargen. Aufgegraben wurden die beiden Hügel A und B (Abb. 15), weil es dort ohne nennenswerten

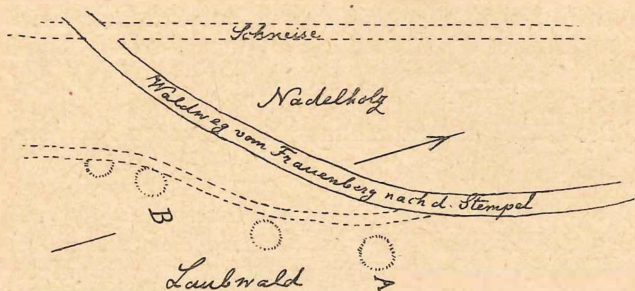


Abb. 15. Hügel am Wittstrauch. 1:2000.

Forstschaden möglich war. Der Zweck wurde erreicht und dadurch auch der Grabcharakter der übrigen flachen Erhöhungen mit großer Wahrscheinlichkeit bestätigt.

Die beiden Hügel (A und B) enthielten unter der Oberfläche innerhalb von Steinringen regellos durcheinander liegende Sandsteine, offenbar Reste einer durch Baumpflanzungen und Rodungen gestörten Packung, und unter ihnen, nahe der Mitte, je eine muldenförmige bis 1 m und mehr unter der Oberfläche, 0,70 m in den gewachsenen Sand reichende Vertiefung, die bei Hügel A rundlich mit 2,25 m Durchmesser, bei B oval mit 1,70 m Länge und 0,70 m Breite war. Die letztere Grube war an den Seiten mit kleineren Sandsteinplatten ausgelegt und auf dem Boden teilweise durch Feuer rötlich gefärbt und von Holzkohlenresten bedeckt. Scherben fanden sich nur spärlich. Die aus Hügel A stammenden konnten in Mainz teilweise zu Formen der jüngeren La Tène-Zeit ergänzt werden, der wohl beide Hügel mit je einem Brandgrabe angehört haben ¹⁾. Bemerkenswert ist, daß in beiden

¹⁾ Verwandt mit der unter dem Hügel B gefundenen Grabmulde, deren Wände durch eingedrückte Sandsteine befestigt waren, scheinen die von G. Kossinna im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1907 S. 59 als „höchst charakteristisch für germanische Art bezeichneten kleinen Steinplattenkisten mit Leichenbrand“ ohne oder in Urnen von Mühlbach in Rheinbayern gewesen zu sein. Die dort gefundenen Eisenwaffen fehlten freilich hier völlig.

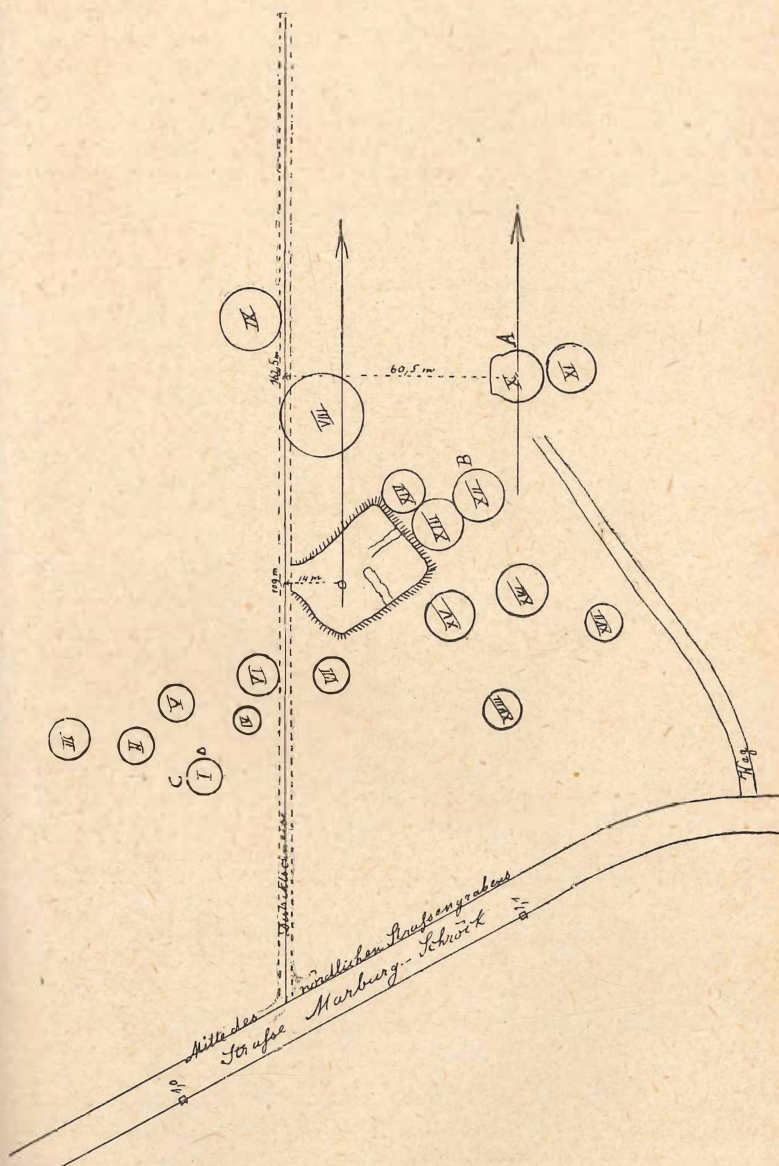


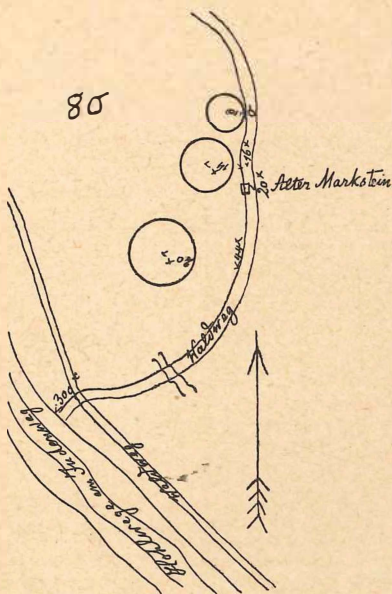
Abb. 17. Hügelgräber nördlich der Schröcker Landstraße. 1:2000.

dem Moischer Pfad und der nach dem Gipfel führenden Distriktschneise nachgewiesenen Fundstelle sowie den am Süden des Walldistriktes „Hetzel“ in den Periodischen Blättern erwähnten Hügeln zu einer großen Gruppe gehören. Vgl. oben S. 49.

7. u. 8. Die Hügelgruppen nördlich der Schröcker Landstrasse.

Abb. 17 und 18.

Auf dem Plateau, welches, im Süden vom Stempel, im Westen vom Lichten Küppel begrenzt, sich mehrere Kilometer weit nach Norden erstreckt, liegen auch die



Hügelgruppen, welchen die Untersuchungen des Jahres 1918 gewidmet waren. Die oben S. 51 erwähnte Mitteilung des Forstrats Hermes, daß beim Bau der neuen Landstraße von Marburg nach Schröck zwei Gräber gefunden worden seien, deren Inhalt in das Kasseler Museum verbracht wurde, hatte unsere Blicke auf die nördlichen Teile des Plateaus gelenkt.

Die erwähnte Fundstelle liegt im Distrikt Zechspan (79), an der Westseite der neuen Schröcker Straße, 800 m nördlich vom Elisabethenbrunnen, etwa in der Mitte der nordöstlichen Biegung, mit der die Straße aus der nördlichen in die westliche

Abb. 18. Hügel nördlich vom Judenweg (Skizze).

Richtung übergeht. (Meßtischblatt Niederwalgern 4 mm vom oberen Rande, 47 mm vom östlichen). Dort zeigte uns Hegemeister Kaufmann unmittelbar neben dem Straßenkörper, wo an dessen Seite Sandstein ausgebrochen ist, die Stelle, an der ein Grab gelegen habe, das andere

wird unter dem Körper der Straße selbst angeschnitten sein. Schon vorher waren uns dicht oberhalb der Stelle, etwa 10 und 25 Schritte westlich vom Kilometerstein 1,5 und mit den Mittelpunkten 20 Schritte vom Straßenrande entfernt, zwei flache Hügel aufgefallen, die wohl mit den zerstörten Gräbern eine kleine Gruppe von Grabhügeln aus der jüngsten Bronzezeit gebildet haben, der nach Bestimmung Dr. Boehlaus die nach Kassel verbrachten Funde angehören.

Die Mitteilung des Forstrats Hermes, daß auch in den Walddistrikten nördlich von der neuen Straße Hügel von ihm beobachtet seien, hatte Dr. Küch veranlaßt, im Frühjahr und Sommer 1918 zunächst den Distrikt 80 abzusuchen. Er hatte dort eine größere Anzahl kleinerer und größerer Hügel, zum Teil mit stattlichen Profilen gefunden, von welchen wir im August drei systematisch untersucht haben. Das Ergebnis war wieder ein günstiges. Die Gruppe breitet sich in einer westöstlichen Länge von 150 und einer südnördlichen Breite von 130 m zu beiden Seiten der 125 m nordöstlich der Trennung der alten und neuen Schröcker Straße die letztere in fast genau nördlicher Richtung kreuzenden Distriktschneise aus (Meßtischblatt Marburg dicht oberhalb des unteren Randes bei der Höhenzahl 315, auf dem Blatt Niederwalgern ebenso weit oberhalb des oberen Randes). Sie ist also nur 400 m von den Gräbern an der Straße in nordwestlicher Richtung entfernt. 6 kleine Hügel liegen westlich, 11 meist größere östlich der Schneise, die beiden ansehnlichsten am weitesten nördlich zu beiden Seiten, sie unmittelbar berührend. Das Nähere ergibt sich aus dem Lageplan (Abb. 17). Bemerkenswert ist, daß die östlichsten Hügel unmittelbar am Steilabhange nach dem den Ostrand des Waldgebietes begleitenden alten Grenzwege liegen, in dem wir die Fortsetzung des vorgeschichtlichen alten „Balderscheider“ Weges erkennen. Ebenso sind die nördlichsten Hügel nur etwa 40 m von zahlreichen alten Hohlwegen entfernt, die südlich des Distriktsteins 81—80—79—87 die erwähnte Distriktschneise in der Richtung eines alten Weges kreuzen, der außerhalb des Waldes noch in geradlinig nach der Amöneburg streichenden Ackerterrassen und Feldwegen zu erkennen ist. Er ist in der Nordostecke des Meßtischblattes Niederwalgern noch als „Judenweg“ eingetragen.

Da sich auch in seiner westlichen Verlängerung Hohlwege finden, die auf Marburg-Ockershausen hinweisen, so

liegt es nahe, in ihnen Reste eines alten Querweges von der Weinstraße über Ockershausen, wo, wie oben S. 50 bemerkt ist, vorgeschichtliche Gefäße gefunden sind, nach dem Balderscheider Wege und über ihn nach der Amöneburg zu erblicken. Unsere Grabhügelgruppe lag dann auf dem zwischen beiden Wegen vorspringenden Winkel des Plateaus. Wir werden sehen, daß noch andere Umstände für die Richtigkeit dieser Vermutung sprechen.

Ausgegraben wurden zwei am östlichen Ende der Gruppe gelegene Hügel (A und B) und ein kleiner von den westlichsten (C). In B und C fand sich je ein Grab der jüngsten Bronzezeit mit Leichenbrand in der Mitte, von einer Steinpackung bedeckt und von einem Steinkranz umgeben. Der Hügel A mit unregelmäßigen Steinpackungen und ebenso unregelmäßig geformtem Steinkranz hatte zwei Brandgräber, deren Tönfässer mit zahlreichen kleineren Näpfchen und je einem Ürnchen nebst deckendem Napf, wie bei den Hügeln am Sandwege, in den gewachsenen Boden eingegraben waren; außerdem aber fand sich innerhalb der Steinpackung, nahe der Mitte, noch ein 70 cm höher gelegenes Brandgrab mit Scherben eines Gefäßes der La Tène-Periode als Nachbestattung. Auffallend waren bei dieser Nekropole noch zwei Nebenerscheinungen. Unmittelbar neben dem Hügel C ragte an seinem nördlichen Fuße ein unten 1,10 m breiter, oben spitz zulaufender flacher Findlingstein (Braunkohlenquarzit) noch einen Meter hoch senkrecht über den Boden empor, in dem er, nach unten sich wieder verjüngend, noch 70 cm tief steckte. Daß er nicht zufällig sich in dieser auffallenden Stellung hier fand, ergab eine Nachgrabung, bei der an seinem Fuße mehrere unregelmäßig liegende kleinere Steine und Holzkohle gefunden wurden. Ein ähnlicher, aber weniger hoher und halb flach liegender Findlingstein ragte auch weiter westlich, 9 m von einem anderen Hügel entfernt, empor. Hätten die Steine auf Gräbern gestanden, so würde man sie unbedenklich für Cippi gehalten haben, wie u. a. einer im Windecker Walde bei Hanau auf einem Hügel der frühen Hallstattzeit, überdeckt von einer Calotte mit Grab aus der älteren La Tène-Periode und dadurch an seiner Stelle erhalten, aufgedeckt worden ist.

Noch bemerkenswerter, aber ebenso unaufgeklärt ist eine andere Erscheinung. Etwa in der Mitte der ganzen Hügelgruppe, scheinbar an einer absichtlich frei gelassenen Stelle, liegt eine annähernd rechteckige Plattform von

30 : 20 m Seitenlängen, die dicht östlich von der Distrikt-schneise sich in nordöstlicher Richtung erstreckt, entsprechend der Hauptlängenrichtung der Hügelgruppe. Die Plattform beginnt an der Schneise, wo ein Zugang gewesen zu sein scheint, ziemlich flach und steigt nach N. O. entsprechend dem dorthin gerichteten Gefälle scheinbar an so daß sie in der unteren Hälfte von einem gegen das Gelände erheblich erhöhten, nach innen nicht merkbaren Walle begrenzt erscheint. In dem Ganzen würde man am Rhein und Main eine römische Befestigung kleinsten Umfangs vermuten können. Zwei durch die nordöstliche und südöstliche Böschung gezogene Versuchsgräben zeigten, daß diese, wie bereits an die Oberfläche reichende Findlinge hatten vermuten lassen, als Kern Steinsetzungen aus unbehauenen Blöcken enthalten. Eine planmäßige Grabung, die diesmal Zeit und Geld nicht mehr gestatteten, durch den Marburger Geschichtsverein ist zu empfehlen.

Eine weitere Mitteilung des Forstrats Hermes veranlaßte uns, auch den unserer Ausgrabungsstelle gegenüber nördlich der alten Hohlwege am Judenweg gelegenen Teil des Walddistrikts 80 abzusuchen. Dort fanden wir wiederum hart am Rande des Steilabhanges der plateauartigen Höhe nach dem alten Grenzwege hin, nur 250 m nördlich von den Hügeln an der Schröcker Straße und 400 m ost-nord-östlich von der großen Hügelgruppe entfernt und von beiden durch tiefe, schluchtartige Einsenkungen des Bodens, in denen feuchte Stellen alte Quellen vermuten lassen, getrennt, einen sehr stattlichen (20 m Dm. und 1,60 m Höhe) und zwei kleinere Hügel nebst einer Anzahl flacher Erhöhungen, in denen man auch Gräber vermuten kann (Abb. 18). Sie liegen 2 mm südöstlich von der Distriktzahl 80 auf dem Meßtischblatt Marburg dicht an der Westseite eines 250 m vom Waldrande diesem annähernd parallel ziehenden Waldweges, der nahe den Hügeln sich in einem nach Norden offenen Bogen westwärts wendet und 274 Schritte (etwa 200 m) westlich in die hier tief unter den nordöstlichsten Hügeln der großen Gruppe gelegenen Hohlwege des Judenpfades (200 m s. ö. von dem Distriktstein 80—81—87—79) einmündet. Auch diese Hügel liegen demnach, wie bereits angedeutet wurde, auf einer zwischen dem Judenweg und dem alten Grenzwege vorspringenden Nase des Plateaus unmittelbar über dem Steilabhange nach dem letztgenannten Wege. Diese

Lage ist typisch für das Verhältnis der am Ostrande der Lahnberge gelegenen Hügelgruppen zum nördlichen Teile des in den Jahren 1915 und 1916 gefundenen alten Balder-scheider Weges. Dieser konnte sich hier nicht wie in der Nähe des Frauenberges an den oberen Teilen oder wie im Heiligenwalde und am Köpfchen auf dem Kamme des Höhenzuges halten, da er dann bedeutende Höhenunterschiede überwinden und in schluchtartige Wasserrisse hätte hinabsteigen müssen, während der das Waldgebiet begleitende alte Grenzweg sich fast ununterbrochen horizontal hinzieht und zugleich die Beziehung einerseits zu den Grabstätten auf der Höhe und andererseits zu dem fruchtbaren Ackerlande an ihrem Fuße erkennen läßt, auf dem doch wohl die Menschen gewohnt haben, deren Brandgräber wir unter den Hügeln finden, wenigstens soweit diese der Übergangszeit von der Bronze- zur ältesten Hallstattzeit angehören.

Denselben Voraussetzungen entsprechen nun aber mehrere Hügel, die ich bereits im Herbst 1916 einen Kilometer nordöstlich von der besprochenen Gruppe beobachtet und bei wiederholter Besichtigung im Jahre 1918 für Grabstätten gehalten habe.

9. Hügel im Distrikt 86 bei Bauerbach.

An dem Waldwege, der am Ausgange der Landstraße Marburg-Bauerbach 750 m südwestlich von diesem Orte neben dem Distriktstein 86—87—88 und 48 Schritte östlich vom Kilometerstein 4,7 nach Süden abgeht und dem Waldrande zunächst parallel läuft, liegen 110 und 114 Doppelschritte (à 1,5 m) von dem Anfange des Weges entfernt zwei Hügel, der erste 10 m östlich (unterhalb), der andere westlich dicht an dem Waldwege. Eine dritte Erhöhung ist etwa 20 Doppelschritte weiter südlich und 30 Doppelschritte westlich vom Wege zu erkennen. Sie ist durch einen von S. W. her ziehenden alten Hohlweg durchschnitten, also älter als dieser. Die Hügel verdienen umso mehr untersucht zu werden, da ihre Lage am Steilabhange nach dem Waldrande und dem ihm entsprechenden alten Grenzwege zwischen Mainz und Hessen der entspricht, die wir bei den weiter südlich liegenden Grabhügel-Gruppen beobachtet haben.

Von zwei Erhöhungen, die etwa 300 m weiter südlich jenseits der großen Eiche, zwischen ihr und einem von

Westen her nach dem Waldrande ziehenden Wasserrisse liegen, ist der südlichere ein Fuchsbau, was nicht ausschließt, daß dieser in einem Hügelgrab angelegt ist. Zur Auffindung der Hügel mögen noch folgende Angaben dienen: Wo der Wasserriß die Wald- und Landesgrenze erreicht, springt diese rechtwinkelig nach Westen zurück, so daß die nördliche Fortsetzung des Rasenweges hier von Bäumen bedeckt ist. An der Ecke steht ein alter Markstein, der an beiden Langseiten die Buchstaben S. T. W und G B, an der westlichen Schmalseite die Zahl 49 zeigt. Er ist 600 m in südlicher Richtung von dem Ausgange des verfolgten Waldweges an der Bauerbacher Landstraße in südlicher Richtung entfernt.

10. Die Hügel am Kehrenberg.

Abb. 19.

Wie bereits in der Übersicht über die vor dem Jahre 1915 bekannt gewordenen Fundstätten berichtet worden ist, hat Küch nach dem Abschlusse unserer gemeinsamen Arbeit im Herbst 1916 noch die von den bisher besprochenen Gruppen weit entfernt oberhalb des Südabhanges des Ebsdorfer Grundes am „Kehrenberge“ gelegenen Hügel aufgenommen und ihren Grabcharakter durch Ausgrabung eines von ihnen festgestellt. Das Ausgrabungsprotokoll mit Aufnahmen von Küch muß aus dem oben angegebenen Grunde für den nächsten Band der Zeitschrift zurückgestellt werden. Hier mögen nur einige kurze Mitteilungen über das Gesamtergebnis der Grabung und die zum Verständnis des Lageplans nötigen Angaben Platz finden. Die Hügel liegen in zwei Gruppen von 4 und 8 Exemplaren im Jagen 2 des Dreihäusener Interessentenwaldes etwa 150 und 200 m westlich vom Vizinalwege Nordeck-Roßberg, die kleinere Gruppe an der 1 km von letzterem Orte westlich ziehenden Distriktschneise zwischen Jagen 1 und 2 (156 m westlich vom Distriktstein 1—2—26), die größere 135 m nördlich von der Schneise. Ausgegraben wurde ein Hügel (1 des Lageplans Abb. 19) der größeren Gruppe, der einen $5\frac{1}{2}$ —6 m vom Mittelpunkt verlaufenden Steinkranz und zwei ovale Steinpackungen enthielt, die eine (3,40 : 2,20 m) in der Mitte, die andere (2,90 : 2,10 m) zwischen ihr und dem Westrande. Beide Steinsetzungen zeigten abgesehen von einigen „Stückchen Holzkohle“ in der zentralen und einer „Anzahl

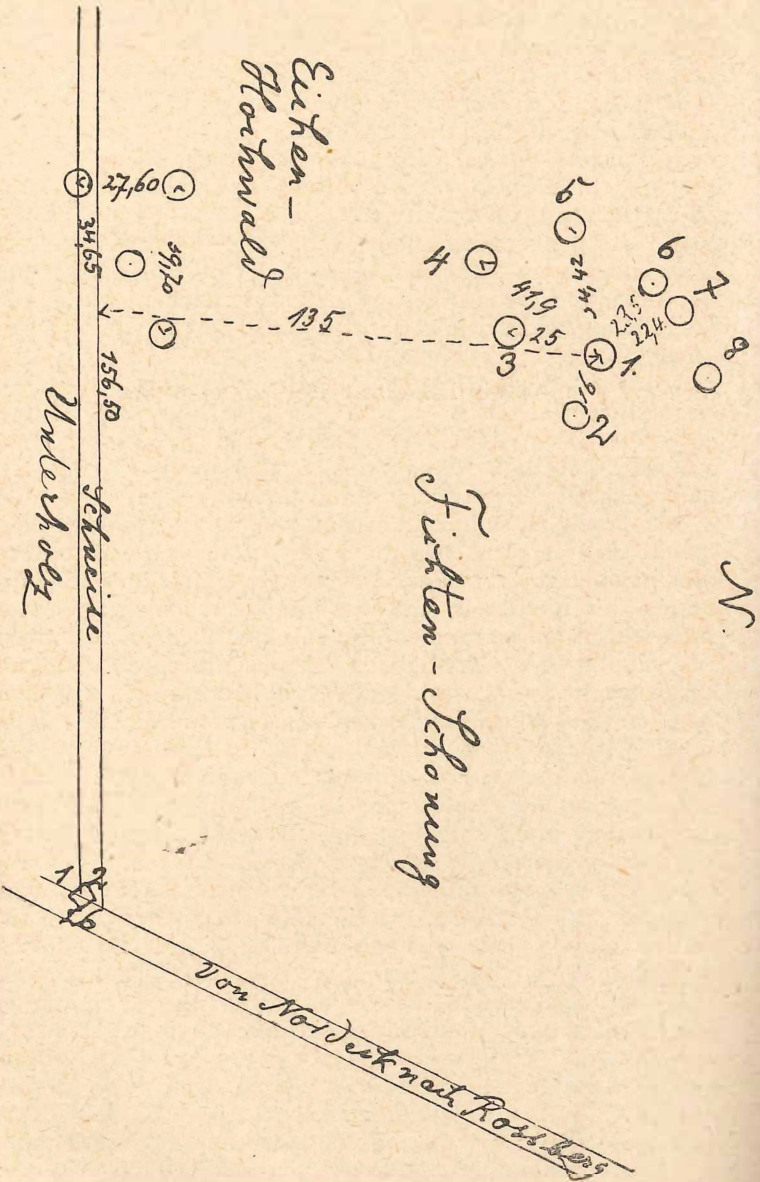


Abb. 19. Hügelgräber am Kehrenberg. 1 : 2000.

kleiner rundlicher Basaltsteinchen“ unter der Mitte der westlichen keine Spuren von Gräbern, die doch nach dem Gesamtbefunde vorhanden gewesen sein müssen.

Schluss.

Rückblicke und Ausblicke.

Überblicken wir noch einmal im Zusammenhange die über die Lage der einzelnen am Ostabhange der Lahnberge nach dem Ebsdorfer Grunde gelegenen Hügelgruppen gemachten Beobachtungen, so fällt zunächst ins Auge der enge Zusammenhang, der zwischen ihnen und dem an diesen Höhen entlang ziehenden alten Wege besteht, den wir nach dem etwa in der Mitte des Abschnittes zwischen der Lahn bei Bellnhausen und der Ohm bei Bürgel gelegenen am Walde Balderscheid entlang ziehenden Stücke in seiner ganzen Ausdehnung als Balderscheider Weg bezeichnet haben. Die südlichsten Gruppen liegen, wie die im Heiligenwald und auf dem Köpfchen, teils mit dem Wege selbst auf dem Kamm des unmittelbar über dem Tale der Twester Ohm sich erhebenden südlichsten der hier nach Südwesten zur Lahn streichenden Höhenzüge, teils, wie die Gruppe im Erbenhausener Walde, um einige hundert Schritte gegen den Steilabhang nach diesem Tale vorgerückt. In der Mitte, wo nördlich vom Bortshäuser Quertälchen sich die Bergmasse zusammenzieht und gleichzeitig in einzelne durch tief eingeschnittene Tälchen und Wasserrisse getrennte Gruppen mit aufgesetzten Basaltkuppen zerfällt, mußte der Weg, um diese Verkehrshindernisse zu vermeiden, sich nach dem Rande des Waldgebietes hinabsenken, welchen er dann in annähernd nördlicher Richtung als Grenzweg teils zwischen Gemarkungen, teils zwischen den ehemals hessischen und kurmainzischen Territorien in wiederum ziemlich gleichbleibender Höhe begleitet. Auf diesem Abschnitte haben sich die Urnenfelder der jüngsten Bronzezeit unterhalb des Frauenberges und, soweit man den etwas unbestimmten Mitteilungen aus früherer Zeit folgen darf, an oder bei der Hahnerheide und auf dem Hemmerich in der Richtung des alten Weges gefunden; die Grabhügelgruppen aus derselben und mehreren jüngeren Perioden am Wittstrauch, am Sandweg und westlich vom Hemmerich, liegen dagegen einige hundert Meter höher im Walde und erstrecken sich am

Abhänge des Stempels und des Lichten Küppels schräg oder rechtwinkelig gegen die Hauptrichtung nach den Gipfeln der genannten Berge hinauf. Auf diesen scheinen trotz ihrer Zerstörung durch ausgedehnte Steinbrüche noch deutliche Spuren auf das einstige Vorhandensein kleinerer Wallburgen hinzuweisen, die wohl durch Querwege an den Hügelgruppen entlang mit der alten Straße und dem offenen Gelände jenseits von ihr verbunden waren.

Im nördlichsten Abschnitte endlich, zwischen dem Elisabethenbrunnen und Bauerbach, liegen sämtliche bisher gefundenen Hügelgruppen, die an der Schröcker Landstraße und nördlich von ihr an beiden Seiten des Judenweges wie die im Bauerbacher Walde vermuteten, wiederum einige hundert Meter oberhalb des Grenzweges hart am Steilabhänge des hier ausgesprochen plateauartigen Höhenzuges nach dem Waldessaum. Diese Beobachtungen bedürfen, da wir ja überall noch am Anfange der exakten Forschung auf diesem früher so lange vernachlässigten Gebiete stehen, sicherlich noch eingehender Nachprüfung. Für diese aber dürften sie beachtenswerte Fingerzeige geben. Zunächst wäre der nördlich von Bauerbach gelegene Abschnitt der Lahnberge in seinem östlichsten Teile nach weiteren Spuren der alten Straße und an ihr gelegener Hügel abzusuchen, um festzustellen, ob die erstere wirklich, wie wir annehmen, nach dem Bergvorsprung zwischen Kölbe und Bürgeln verlaufen ist. Dort läßt die Einengung des Ohmtals kurz vor der Einmündung dieses kleinen, aber oft schwer zu überschreitenden Flößchens einen Übergang vermuten, auf den auch der auf dem südlichsten Vorsprunge des Burgwaldes angenommene Ringwall des Euhenharth hinweist. Ist unsere Vermutung richtig, so dürfte als nächstes Ziel der alten Straße die gewaltige Volksburg des Christenbergs anzusehen sein, auf den jenseits der Lahn auch die Richtung der Weinstraße hinweist. An dieser bedürfen nahe ihrer scheinbaren Gabelung nach Goßfelden und Sarnau die Hügelgräber oberhalb von Görzhausen noch einer Untersuchung.

Andere Aufgaben für den Hessischen Geschichtsverein und seine Marburger Ortsgruppe ergeben sich aus den bei den einzelnen Fundgruppen gemachten Bemerkungen. Sind doch z. B. die Hügel am Abhänge des Lichten Küppels, die nördlich vom Judenwege und die im Bauerbacher Walde wie die im Walde von Erbenhausen und am Köpfchen gefundenen noch gar nicht untersucht

worden, andere nur mit einer mehr durch die Bedrohung einzelner halb zerstörter Hügel bedingten Auswahl. Gerade die reichere Ausbeute versprechenden Hügel sind, weil ihre Untersuchung längere Zeit und größere Kosten verursacht haben würde, und weil es uns zunächst mehr auf eine Aufklärung der Besiedelung der Landschaft in den verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden als auf reiche Ausbeute für das Museum ankam, vorläufig unberührt gelassen. Hier dürfte in besseren Zeiten auch die Direktion des Landesmuseums Gelegenheit zu Grabungen mit sicherem Erfolge haben. Für die Auswahl geeigneter Objekte ist neben den an verschiedenen Stellen dieses Berichtes gelegentlich gemachten Andeutungen besonders die heutige Beschaffenheit mancher Hügel maßgebend.

An dieser Stelle sei es gestattet, eine Frage von allgemeinerem Interesse aufzuwerfen, auf die uns die Lage der Grabhügel in dem von uns bearbeiteten Gebiete führt. Die auch anderwärts beobachtete Erscheinung (vgl. K. Schumacher im X. Berichte der R. G. K. des Arch. Inst. 1918 S. 49 unten), daß Brandgräber der jüngsten Bronzezeit in Urnenfeldern und Hügeln ganz gleichartigen Inhalt haben, sowie die Tatsache, daß die ersteren regelmäßig in waldfreiem Gebiete, die letzteren gewöhnlich in Wäldern an alten Wegen gefunden werden, hat man mehrfach dadurch erklärt, daß es sich bei den Urnenfeldern um verschleifte Grabhügel handle. Das mag in einzelnen Fällen zutreffen, in anderen aber ist es durch die Lage der Gräber zu einander ausgeschlossen und bei den uns zunächst interessierenden Gruppen am Balderscheider Weg (S. 117) und am Hemmerich (S. 48) nach den Fundberichten mindestens sehr unwahrscheinlich. Ich möchte einer anderen Erklärung den Vorzug geben, wobei ich vorausschicke, daß in den von mir selbst beobachteten Fällen die große Urne (das „Tonfaß“) in Flachgräbern regelmäßig keine oder wenige Beigefäße hatte, in den Hügeln dagegen ebenso regelmäßig ganze Garnituren mit typisch wiederkehrenden Bestandteilen (Deckelschüssel, kleine Urne, Henkelkännchen und Teller verschiedener Größe). Die Brandgräber der Urnenfelder haben mit den neolithischen der handkeramischen Kultur und gewissen sehr ähnlichen aus der zeitlich weit entrückten jüngsten (germanischen) La Tène-Periode, wie wir sie u. a. an der „hohen Straße“ zwischen denen der Steinzeit aufgedeckt haben, nicht nur die Lage auf frühe bebautem Ackerlande, sondern in den

meisten Fällen auch das Fehlen von Waffenbeigaben gemein. Dieser Umstand läßt in Verbindung mit anderen Erscheinungen bei allen drei in Betracht kommenden Gruppen auf Ansiedelungen Ackerbau treibender Bevölkerungen schließen. Die Asche hervorragender Personen mochte man an besonderen Stellen, auf benachbarten Höhen und im Waldgebiete unter Hügeln beisetzen, die übrigens nach meinen Beobachtungen sowohl in der jüngsten Bronzezeit wie in der neolithischen Periode sich regelmäßig in bescheidenen Maßen hielten. Vgl. G. Wolff, Die südliche Wetterau S. 85, auch K. Schumacher a. a. O.: „Flachhügel“.

Für die Verbrennung der toten Germanen in der jüngsten La Tène-Zeit und die Beisetzung ihrer Asche unter Hügeln pflegt man sich auf die bekannte Stelle der Germania (Kap. 27) zu berufen. Das ist für den ersteren Punkt vollkommen berechtigt, für die Grabhügelfrage kommt die Stelle nur mit einer gewissen Beschränkung in Betracht. Durch die Worte „funerum nulla ambitio“ stellt Tacitus zunächst in gewohnter Weise die Einfachheit der germanischen Verhältnisse dem Prunke gegenüber, den seine römischen Zeitgenossen, natürlich in erster Linie die Vornehmen, auch bei Leichenbegängnissen entfalteten. Nur darauf, fährt er fort, lege man Gewicht, daß „die Leiber berühmter Männer mit bestimmten Holzarten eingäschert wurden“. Gegenüber der in Rom, wiederum nur bei Reichen und Vornehmen, üblichen prunkhaften Ausstattung des Scheiterhaufens sagt er, nur seine Waffen gebe man jedem mit, bei einzelnen werde auch das Roß (natürlich das Schlachtroß) mit verbrannt. Dann wird wieder in rhetorischer Weise den gewaltigen Grabdenkmälern von Rom der Rasenhügel der Germanen gegenübergestellt. Da liegt es nahe anzunehmen, daß, wie bei der Ausstattung des Toten, so auch beim Grabe der Historiker an die unmittelbar vorher erwähnten „clari viri“ der Germanen dachte, deren immerhin stattliche Hügel seinen Gewährsmännern bei ihren Kriegszügen und Reisen aufgefallen waren, ohne daß sie sich bemüht hätten, die wirklich germanischen von den älteren zu unterscheiden, wie wir es versuchen. Ob auch auf den jedenfalls bescheideneren Grabstätten der Leute aus dem Volke eine kleine Erhöhung die Stelle kenntlich machte, wissen wir natürlich nicht. Dasselbe gilt von den Urnengräberfeldern der jüngsten Bronzezeit, wo schon die Lage erhaltener Gräber dicht an einander den Gedanken an Grabhügel im

gewöhnlichen Sinne des Wortes ausschließt. Bei den Flachgräbern der neolithischen Bandkeramiker zeigt auch die häufige Beisetzung der Asche unter dem Boden von Hütten, daß eine nennenswerte Erhöhung nicht vorhanden gewesen sein kann.

Nirgends aber -- und damit komme ich auf den Hauptbeweisgrund für meine Ansicht -- sind meines Wissens zwischen den Hügeln der verschiedenen Gruppen und in ihrer unmittelbaren Umgebung solche Gräber aufgefunden worden, die man nach dem geringeren Kräfteaufwand, den ihre Herstellung erforderte, der gewöhnlichen Bauernbevölkerung zuschreiben möchte¹⁾. Nahe den Verkehrsstraßen, aber dem Tagestreiben entrückt, haben die Hügel, damals wie heute in verhältnismäßig geringer Anzahl zu ausgedehnten Gruppen vereinigt, regelmäßig an Stellen gelegen, deren Benutzung für den Ackerbau nach ihrer Lage und der Bodenbeschaffenheit ausgeschlossen war²⁾. Das oben Gesagte gilt auch von solchen Hügelgruppen, die Gräber aus verschie-

¹⁾ Von der romantischen Auffassung, daß die freien Männer der Germanen sämtlich, nicht nur die Gefolgsmannen und die im 31. Kapitel erwähnten Berufskrieger der Chatten, nur Krieg und Jagd als ihrer würdige Beschäftigungen angesehen hätten, werden wir uns ohnehin befreien müssen. Ihr widerspricht -- abgesehen von den Ergebnissen der archäologischen Forschung -- auch die Schilderung der agrarischen Verhältnisse in Kap. 5, 16, 23 und 26 der *Germania*, die uns ein Bauernvolk erkennen läßt. Diese Worte waren bereits geschrieben, als mir der erste Band des Buches von Alfons Dopsch, *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen*, Wien 1918, zugeing. Dort spricht sich (S. 87) der Verfasser, Kossinnas Urteil (*Die Deutsche Vorgeschichte* S. 82, *Mannusbibliothek* IX 1912) beipflichtend, entschieden gegen die weit verbreitete Ansicht aus, nach der „die große Masse der freien Germanen faullenzende Nichtstuer gewesen wären, die nur von ihren Renten lebten“, und dehnt die Behauptung Ph. Hecks, daß die gemeinfreien Germanen der karolingischen Zeit „vielfach Grundherren und selbsttätige Ackerbauer zugleich gewesen seien“, auch auf die von Tacitus geschilderten Zustände aus. Wenn er aber für die Chatten in dieser Hinsicht eine Ausnahme statuiert, so beruht dies auf der u. E. irrigen Ausdehnung der im 31. Kapitel der *Germania* gegebenen, an sich stark rhetorischen Charakteristik der Krieger von Beruf und Gewohnheit auf alle Männer des Volkes.

²⁾ Bei den Grabungen auf dem Plateau und an den Ostabhängen der Lahnberge gewannen wir den bestimmten Eindruck, daß sie von jeher von Wald bestanden gewesen sind, während die Lößhänge mit ihren bis dicht an die Waldzone heranreichenden neolithischen Wohnstätten ebenso sicher in den verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden waldfrei gewesen sein müssen und ebendadurch für primitiven Ackerbau die Möglichkeit und Anregung geboten haben.

denen Perioden enthalten, also viele Jahrhunderte lang benutzt worden sind. Auch bei ihnen ist die Zahl der einzelnen Hügel in den meisten Fällen eine so beschränkte, daß der Gedanke an Volksfriedhöfe ausgeschlossen ist. Wie solche aussehen, das zeigen uns u. a. für die letzte Bronze- und die Hallstattzeit die Berichte über die „Urnfelder“ bei Wehlheiden (Pinder S. 4 und 19), auf dem Hemmerich (Pinder S. 9 und 19) und auf dem Töngesfelde bei Hanau (Südwesterau S. 55); auch unsere Beobachtungen über ältere und neuere Grabfunde am Balderscheider Weg (vgl. oben S. 117 f.). Für die jüngste (germanische) La Tène-Zeit kann ich auf das bereits erwähnte Vorkommen unscheinbarer Brandgräber zwischen denen der neolithischen Periode in der Südwesterau verweisen. Vgl. Prähistorische Zeitschrift III 1/2 S. 47 und Frankfurter Festschrift zum XXXIX. Anthropologenkongreß, Frankfurt a. M. 1908 S. 19 (Paul Steiner). Die Funde mehren sich in neuester Zeit teils infolge der modernen Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse (Nebenbahnen), teils weil man systematischer als früher sucht. Wie wenig aber gerade bei dieser Fundgattung ein Beweis ex silentio am Platze ist, zeigt die Geschichte der Entdeckung neolithischer Brandgräber in derselben Landschaft, in der vor 12 Jahren Spuren einer Besiedelung in der genannten Periode noch kaum, Gräber überhaupt noch gar nicht nachgewiesen waren, während sie jetzt mit Wohnstätten wie in und neben diesen mit Gräbern geradezu überdeckt erscheint. Daß dies an den der Wetterau hinsichtlich der Bodenformation und der damit zusammenhängenden Fruchtbarkeit verwandten Abhängen des Ebsdorfer Grundes ebenso der Fall ist, haben die Nachforschungen der letzten Jahre und die beiden ersten Ausgrabungen neben dem Frauenberg erkennen lassen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß auch hier die Spuren dichter Besiedelung in allen vorgeschichtlichen Perioden sich rasch vermehren werden, wenn man fortfährt, nach ihnen zu suchen, und zwar nicht nur auf den Waldhöhen nach den monumentalen Grabstätten der Vornehmen, sondern auch drunten auf den Ackerfluren nach den Wohnstätten und den bescheidenen Brandgräbern der Ackerbauern. Denn was Tacitus von den Erdkellern der Germanen, also der jüngsten La Tène-Zeit, sagt: „*abditā et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt, quod quaerenda sunt*“, das gilt von allen diesen im Boden verborgenen Resten längst vergangener Zeiten: man findet sie nur, wenn man planmäßig nach ihnen sucht.

Dieses Suchen nach Spuren flachliegender Brandgräber und der zu ihnen gehörigen Hütten erfordert aber wiederum ganz andere Eigenschaften und Neigungen als das touristisch-romantische Streifen und Pürschen in den schönen Waldungen auf beiden Seiten der Lahn. Man muß im buchstäblichen Sinne des Wortes „auf die Dörfer“ gehen, um in freundschaftlichem Verkehr mit ihren Bewohnern — aber ohne Suggestivfragen! — sich Andeutungen über auffallende Erscheinungen innerhalb ihrer Gemarkungen zu sammeln, man muß vor allem aber im Frühling und Herbst selbst die frisch gepflügten Äcker abgehen, um besonders an auffallend gefärbten Flecken auf dem braunen Löß nach den Leitmuscheln der Besiedelung: Stückchen gebrannten Lehms, alten Scherben und Schmuck- oder Gebrauchsgegenständen aus Stein, Knochen oder Ton zu suchen. Daß man es bei einiger Geduld und Ausdauer mit Aussicht auf Erfolg tun wird, dafür spricht die Erfahrung der letzten Jahre. Haben doch während unserer Arbeiten auch einige bis dahin in diesen Dingen ganz unerfahrene freiwillige Helfer, nachdem sie an unseren Fundstellen gesehen hatten, auf welch' unscheinbare Gegenstände es uns ankam, solche selbst gefunden und uns dadurch auf neue Fundorte geführt. Empfehlen möchte ich für solche Nachforschungen besonders die von uns noch nicht durchsuchten südöstlichen Abhänge des Ebsdorfer Grundes und von der gegenüberliegenden Seite die Gemarkungen Schröck, Bauerbach und Groß- und Kleinseelheim, wo man hoffen kann, neben Spuren der Besiedelung in der Stein-, Bronze- und Eisenzeit auch chattisch-fränkische Reste zu finden und dadurch der Beantwortung der Frage nach der Lage des aus den Lebensbeschreibungen des heiligen Bonifatius und Urkunden des 8. Jahrhunderts bekannten Königshofes näher zu kommen.
